



Grey Scale #13



DANES-PICTA .COM

A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19



Reichsarchiv



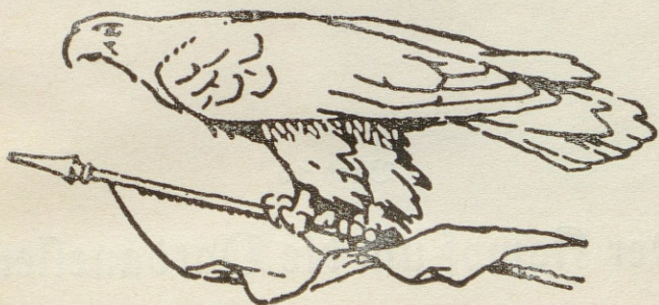
Dardanellen 1915



Reichsarchiv



Dardanellen 1915



Schlachten des Weltkrieges

In Einzeldarstellungen bearbeitet

und herausgegeben

im Auftrage des Reichsarchivs

Band 16

Der Kampf um die Dardanellen



Oldenburg i. O. / Berlin 1927

Druck und Verlag von Gerhard Stalling
Gründungsjahr der Firma 1789

124 F.

Der Kampf um die Dardanellen 1915

Mit 4 Karten und 61 Bildern

Bearbeiter: Archivrat Major a. D.
Dr. Carl Mühlmann



Oldenburg i. O. / Berlin 1927

Druck und Verlag von Gerhard Stalling
Gründungsjahr der Firma 1789

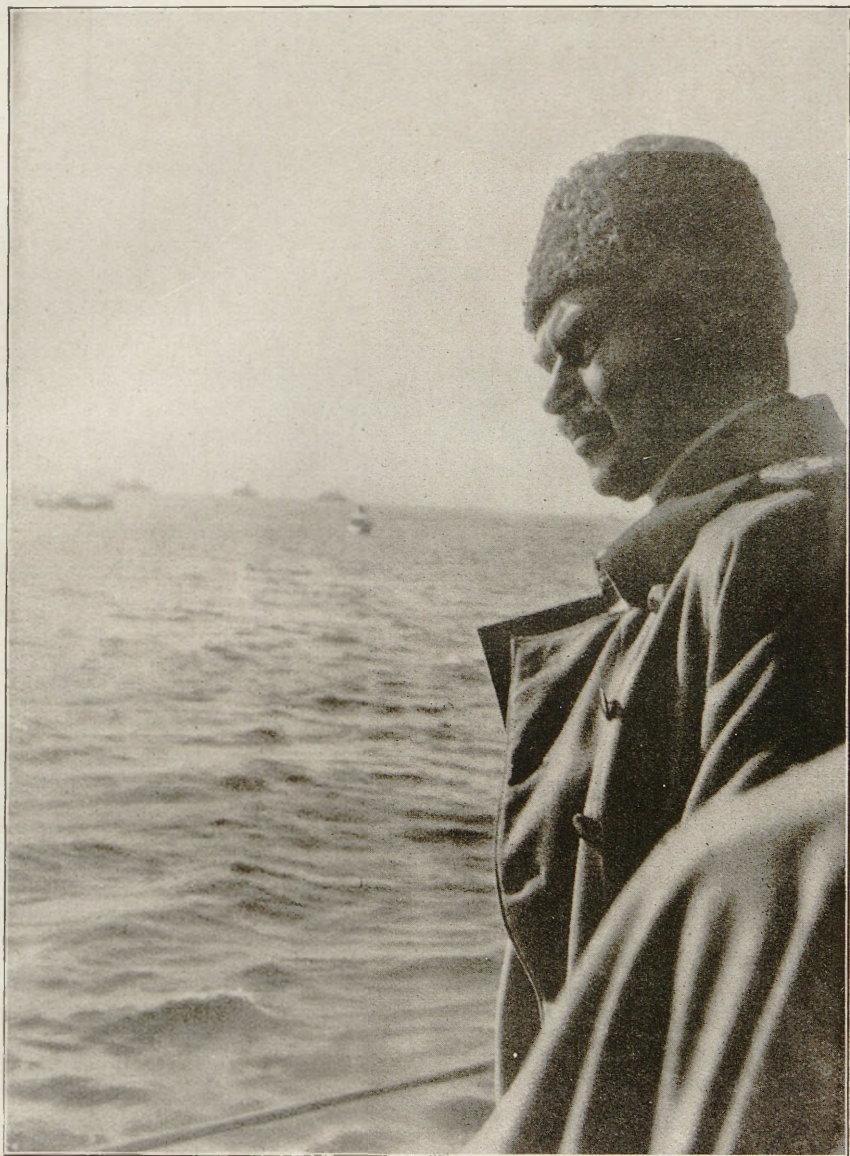
3201 : 355 (323 : 32)

Druck und Verlag von Gerhard
Stalling, Oldenburg i. D.
Überfegung, sowie alle anderen
Rechte vorbehalten.

Copyright 1927 by Gerhard
Stalling, Oldenburg i. D.
(Gesamtumfang einschließlich der Bild-
tafeln 196 Seiten).

28807/2





Wer überall Bedenken hat
Gelangt auf keinem Weg zur Tat!
Liman von Sanders.

Vorwort.

Der Kampf um die Dardanellen ist vorzugsweise eine türkische Waffentat, wenn auch deutsche Offiziere und Soldaten auf die Ereignisse bedeutsamen Einfluß gewonnen haben. Es mag daher auffallen, daß seine Schilderung im Rahmen der Buchreihe „Schlachten des Weltkrieges“ erfolgt, der die Aufgabe geworden ist, die wichtigsten und charakteristischsten deutschen Schlachten zu erforschen. Der Kreis der Schriftfolge würde jedoch eine Lücke aufweisen, wenn er nicht mindestens eine Darstellung enthielte, die unser Zusammenwirken auch mit unserem ehemaligen türkischen Bundesgenossen zum Gegenstand der Schilderung hat. Es lag nahe, hierfür die Erforschung der Dardanellenschlacht auszuwählen, da dieser Kampf für den allgemeinen Verlauf des Weltkrieges nicht nur ganz besondere Bedeutung erlangt hat, sondern auch mit seinen ungewöhnlichen Schwierigkeiten und in seiner Vielseitigkeit besonderes Interesse erweckt.

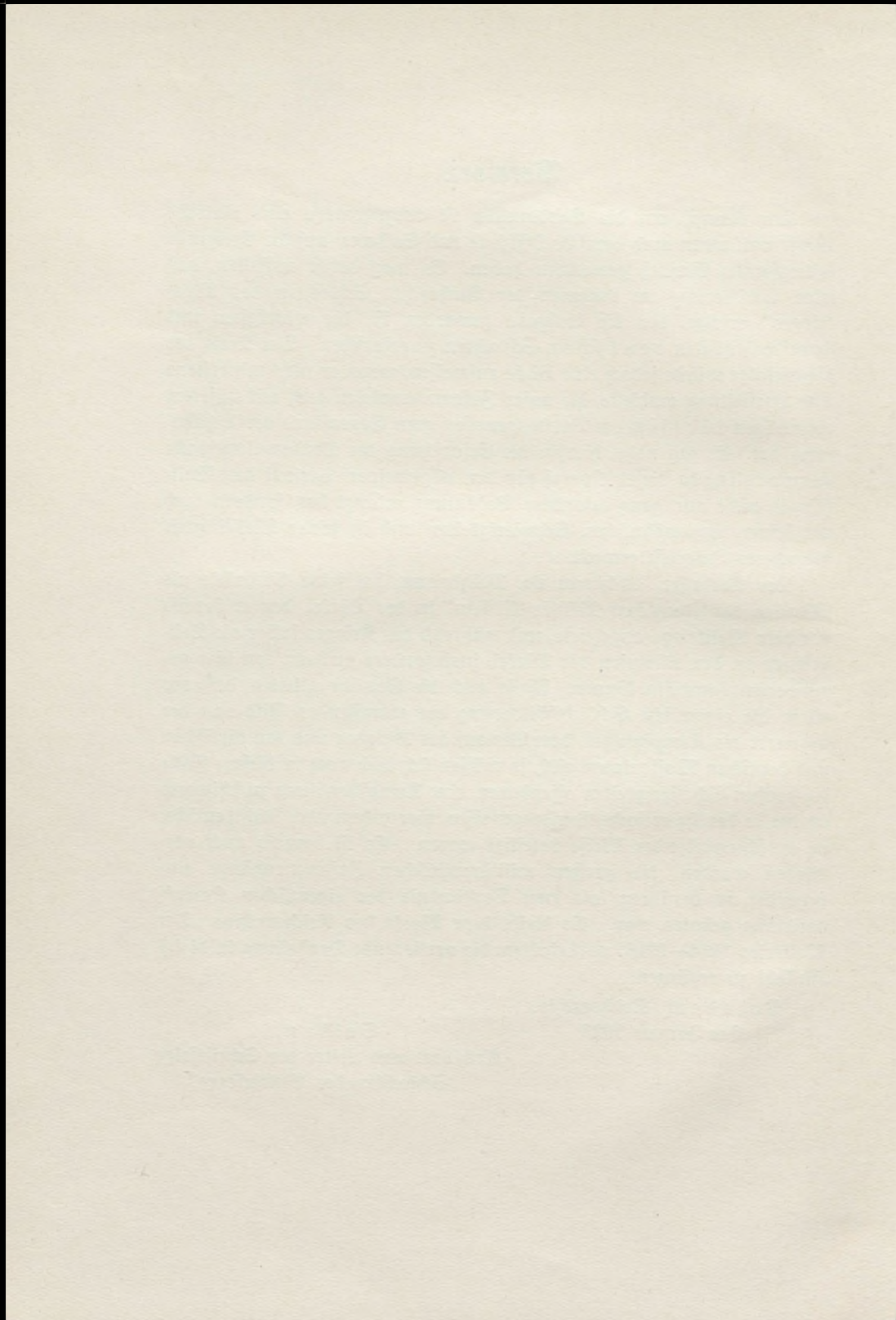
Der Verfasser, Archivrat Dr. Mühlmann, hat seine Eindrücke als Mitglied der „deutschen Militär-Mission“ in der Türkei, der er bereits vor dem Weltkriege angehörte, und während des Krieges selber als Teilnehmer an den Kämpfen der Türkei, insbesondere auch an den hier geschilderten, sammeln können. Ist so auch die Gewähr geboten, daß vor allem die eigentliche Schlachtschilderung ein zutreffendes Bild von der Eigenart des Kampfplatzes, dem Verlauf des Ringens und den türkischen und deutschen Waffentaten gibt, so müssen sich doch auch in diesem Falle die großen Schwierigkeiten offenbaren, eine Kampfhandlung zu schildern, an der in der Hauptsache Bundesgenossen, hier zudem noch Nichtdeutsche, in ausschlaggebender Weise beteiligt waren. Es ist deshalb auch vermieden worden, die großen militärpolitischen Zusammenhänge eingehender zu berühren, als zum Verständnis der eigentlichen Kampfhandlung geboten war. Es bleibt dem Werke des Reichsarchivs „Der Weltkrieg 1914—1918“ vorbehalten, die vorliegende Darstellung in dieser Hinsicht zu ergänzen.

Potsdam, Reichsarchiv.

Im Januar 1927.

Soldan,

Archivrat und Leiter der Schriftfolge
„Schlachten des Weltkrieges“.



Inhalt.

	Seite
Vorwort	7
Einführung	13
Türkisch-deutsche Zusammenarbeit im Weltkriege S. 13. — Deutsche Leistungen für die Türkei S. 14. — Lage der türkischen Armee nach dem Balkankriege S. 14. — Berufung und Wirken der deutschen Militärmission S. 15. — Das Soldatenmaterial der Türkei S. 17. — Das türkische Offizierkorps S. 21. — Generalstab und Kriegsministerium S. 23. — Heeresorganisation S. 26. — Wehrpflicht und Ersatzwesen S. 27. — Stand der Ausbildung und Ausrüstung S. 30. — Der türkische Aufmarschplan 1914/15 S. 40. — Die Dardanellen-Kämpfe ein türkisches und deutsches Ruhmesblatt S. 41.	
Die Bedeutung der Dardanellen	43
Vor dem Kriege S. 43. — Eine der wichtigsten Verkehrsstraßen der Welt S. 43. — Im Kriege S. 43. — Eine Etappenstraße ersten Ranges S. 43. — Sperrung der Straße durch die Türken S. 44. — Schwermiegender Einfluß auf die russische Kriegsführung S. 44. — Eine Lebensfrage für die Türkei S. 44.	
Die Befestigung der Dardanellen	46
Breite und Länge S. 46. — Gestaltung der Ufer S. 49. — Vor- gelagerte Inseln S. 50. — Küstenbatterien und Küstenforts S. 50. — Landbefestigung S. 50. — Geschützausstattung S. 51. — Deutsche Offiziere und Mannschaften im Dienst der Verteidigung S. 51. — Hebung der Kriegsbereitschaft S. 53. — „Goeben“ und „Breslau“ S. 53. — Die Möglichkeiten eines Flottenangriffs S. 53.	
Englische Erwägungen und Entschlüsse	56
Konstantinopel, das Ziel des Feldzuges S. 59. — Zutreffende Beurteilung durch Churchill S. 59. — Russischer Hilferuf S. 61. — Kriegsrat im Januar 1915 S. 61. — Eine reine Flottenaktion S. 61. — Zusage französischer Unterstützung S. 62. — Mitwirkung der Armee S. 63. — Die Armee nach dem reinen Flottenangriff der Hauptträger des Unternehmens S. 64.	
Der große Flottenangriff	66
Türkische Minenspernung S. 66. — Schließung der Meerenge S. 66. — Der Aufmarsch der englischen Flotte S. 69. — Feuer- kampfe S. 70. — Am Vorabend großer Ereignisse S. 70. —	

Munitionsmangel der Türken S. 71. — Der große Flottenangriff am 18. März S. 71. — Das französische Geschwader S. 71. — Untergang des Bouvet S. 72. — Französische und englische Schiffsverluste S. 73. — Der Angriff scheitert S. 73. — Türkische Munitionsforgen S. 74. — England steht von der Fortsetzung einer reinen Flottenaktion ab S. 75.

Vorbereitungen zur Landung und Maßnahmen zur Abwehr . . . 79

Erwägungen in Konstantinopel S. 79. — Bildung der 5. Armee unter General Liman v. Sanders S. 80. — Der Stab des deutschen Generals S. 80. — Seine Auffassung von der Lage S. 81. — Türkische Kräfteverteilung S. 84. — Fortbildung der Truppen S. 85. — Bau von Felbbefestigungen S. 85. — Englische Erwägungen S. 86.

Die englische Landung Ende April 91

Frühlingsstimmung auf Gallipoli S. 91. — Von der Friedensübung zur Wirklichkeit S. 92. — Der Anmarsch auf dem Meere S. 93. — Landung der Engländer am 25. April S. 94. — Schwere Kämpfe, besonders an der Südspitze der Halbinsel S. 95. — Die Landung bei Ariburnu S. 96. — Wie sich die Lage am 26. April abzeichnet S. 101. — Das Ringen um Sedd ul Bahr S. 102. — Der Kampf am 27. April S. 104.

Die schweren Kämpfe nach der Landung 105

Die Lage nach der Landung S. 105. — Türkische Angriffserwägungen S. 105. — Entscheidung für einen Nachtangriff bei Sedd ul Bahr S. 109. — Das Streben der Engländer nach den vorgelagerten Höhen S. 110. — Ihre schwierige Lage S. 110. — Englischer Entschluß, gleichfalls bei Sedd ul Bahr anzugreifen S. 111. — Unentschiedene Kämpfe am 28. April S. 111. — Der türkische Nachtangriff S. 115. — Vergeblicher türkischer Heldennut in den Kämpfen bis zum 4. Mai S. 119. — Erneute Initiative der Engländer S. 119. — Französische Verstärkung S. 120. — Gemeinsamer englisch-französischer Angriff am 6. Mai S. 120. — In dreitägigem Ringen behauptet sich der Türke S. 121. — Die Ereignisse an der Ariburnu-Front S. 122.

Stellungskrieg auf Gallipoli 123

Beiderseitige Erschöpfung S. 123. — Die Erstarrung der Fronten S. 123. — Technische Unterlegenheit der Türken S. 123. — Die bisherigen beiderseitigen Verluste S. 124. — Die besonderen Eigenarten des Stellungskampfes S. 124. — Die Tragik der türkischen Lage S. 129. — Die Gleichförmigkeit des Kampfes S. 133. — Die Tat des Kapitäneutnants Firth S. 133. — Deutsche Abstoßerfolge S. 133. — Englische Abstoßerfolge S. 134. — Der türkische Angriff bei Ariburnu am 19. Mai S. 135. — Englische Angriffe bei Sedd ul Bahr S. 135. — Geringer Bodengewinn wird mit schweren Verlusten gezahlt S. 135.

Auf des Messers Schneidel	139
Beurteilung der Lage durch General Hamilton S. 140. — Beurteilung der Lage durch General v. Liman S. 140. — Deutsche Kämpfer traten vermehrt in die türkische Front ein S. 143. — Die neuen Landungen S. 144. — Schwere Kämpfe bei Sedd ul Bahr und am Sari Bair S. 146. — Kritische Augenblicke für die Türken S. 149. — Erfolgreicher Gegenangriff unter Mustapha Kemal S. 150. — Beiderseits schwere Verluste S. 150. — Die Augustkämpfe an der Suvla-Bucht S. 150.	
Stellungskampf und Schicksalswende	155
Die Augustkämpfe ein voller Erfolg der türkischen Waffen S. 155. — Die Beurteilung der beiderseitigen Lage S. 155. — Neugliederung der türkischen Armee S. 161. — Im Gleichmaß des Stellungskrieges S. 161. — „Liman-Pascha“ S. 162. — Deutsche Führer S. 163. — Herbststimmung S. 164. — Die Öffnung der Landverbindung zwischen Deutschland und der Türkei S. 164. — Türkische Angriffsvorbereitungen S. 166.	
Der Rückzug der Engländer	167
Vorgeschichte der Räumung S. 167. — Ringen um den Entschluß S. 168. — Lord Kitchener prüft persönlich die Stellungen S. 170. — Unschlüssigkeit S. 170. — Weisung zur Räumung am 8. bzw. 28. Dezember S. 171. — Dem Türken bleibt die Lage verschleiert S. 171. — Rückzug der Engländer am 19. Dezember S. 173. — Beute S. 174. — Maßnahmen auf türkischer Seite S. 179. — Gewalttame türkische Erkundung am 7. Januar S. 180. — Der Engländer räumt auch Sedd ul Bahr S. 180. — Betrachtungen über die Durchführung der Räumung S. 181. —	
Rückblick und Ausklang	186
Der Eindruck der Räumung auf die Welt S. 186. — Die Größe der Anforderungen an Angreifer und Verteidiger S. 187. — Die Gründe für den türkischen Sieg S. 188. — Die beiderseitige Führung S. 189. — Die Folgen der Räumung S. 190. — Der erste Balkanzug von Berlin nach Konstantinopel S. 191. — Verluste S. 191. — Auf der verlassenen Kampfstätte S. 192. —	
Bilderverzeichnis	193
Verzeichnis der Kartenbeilagen	195

Quellenverzeichnis.

- Bean, „The Story of Anzac“, Official History of Australia in the War of 1914—1918, Sydney, Angus u. Robertson, 1921.
- Callwell, „The Dardanelles“, London, Constable 1919.
- Churchill, „The World Crisis 1915“, London, Butterworth 1923.
- d'Amade, „Constantinople et les Dardanelles 1915“, Paris, Revue des Questions historiques (1 u. 4) 1923.
- Desmazes, „les Débarquements alliés aux Dardanelles“ in der Revue Militaire Française, 57—60, 1926.
- Hamilton, „Gallipoli Diary“, London, Arnold 1920.
- Sarçer, „La Guerre turque dans la Guerre mondiale“, Paris, Chiron 1926.
- Sarçer, „Campagne des Dardanelles“ (traduction de l'historique officiel turc) Paris, Chiron 1924.
- Siman v. Sanders, „Fünf Jahre Türkei“, Berlin, Scherl 1919.
- Prigge, „Der Kampf um die Dardanellen“, Weimar, Kiepenheuer 1916.
- Prigge, „Die Kampfhandlungen in der Türkei“ in Schwarte, „Der Große Krieg 1914—1918“, Band IV, Leipzig, Barth 1922.
- Bilderverzeichnis und Verzeichnis der Kartenbeilagen siehe am Schluß dieses Bandes.

Einführung.

Die Türkei, seit Anfang August des Jahres 1914 in einem geheimen Bundesverhältnis mit Deutschland und Österreich-Ungarn, trat Ende Oktober 1914 an deren Seite in den Krieg. Die darauf folgenden türkischen Waffentaten, insbesondere an den Dardanellen, der fast tollkühne Zug einer osmanischen Streitmacht durch die Sinai-Wüste gegen den Suez-Kanal, die beiden ersten Schlachten bei Gaza im südlichen Palästina und die Gefangennahme eines englischen Korps von 10 000 Mann bei Kut el Amara in Mesopotamien, haben nicht nur die europäische öffentliche Meinung, sondern auch die militärischen Kreise vor die allergrößten Überraschungen gestellt. Ein Reich, das seit Jahren im Yemen, dem südlichen Arabien, im Kriege stand und dort die Blüte seiner Armee verlor, das im Jahre 1912 auf den ersten Anhieb seiner benachbarten Feinde zusammenzubrechen schien, verbrachte trotz seiner unvollkommenen politischen und wirtschaftlichen Organisation im Weltkriege Heldentaten, die man den glänzendsten militärischen Zeiten seiner bisherigen Geschichte würdig an die Seite stellen muß. Diese Tatsache findet in der Unterstützung, welche die Türkei während ihres Ringens durch Deutschland und in beschränktem Maße auch durch Österreich-Ungarn genoß, nicht ihre restlose Erklärung. Zweifellos wäre ohne deutsche Unterstützung der türkische Widerstand in dieser Stärke nicht denkbar gewesen. Aber man darf sich von dem Ausmaß dieser Unterstützung keine übertriebenen Vorstellungen machen. Wie hätte Deutschland auch noch mehr geben können! Standen doch schließlich 15 000 deutsche Offiziere und Sol-

daten im Dienste der Türken und waren zwei deutsche Kriegsschiffe der türkischen Flotte zugeteilt. Etwa 100 000 Eisenbahnwaggon mit deutschem Kriegsmaterial sind im Laufe der Kriegsjahre nach Konstantinopel gelaufen, und die Höhe der finanziellen Beihilfen erreichte die stattliche Summe von 3 Milliarden Mark! Diese Zahlen offenbaren zwar, wie eng das beiderseitige Schicksal auch durch die Opfer an Blut wie an Gut verbunden war, sind aber im Verhältnis zu den Gesamtopfern beider Staaten doch gering und beweisen deshalb, daß die Hauptlast des heroischen türkischen Kampfes von dem Osmanentum getragen werden mußte. Hierbei zeigten sich innere Kräfte, deren Wirkung der Nicht-osmane zwar sieht, deren Untergrund er aber zu begreifen nicht imstande ist. —

Eine volle Würdigung der türkischen Leistungen im Kriege ist nicht möglich, wenn man sich nicht die Schwierigkeiten der dortigen Kriegsführung und den Zustand der türkischen Armee in der Zeit vor dem Weltkrieg vor Augen stellt. Im Nachfolgenden wird deshalb zunächst der Versuch gemacht, die türkische Armee zu schildern, wie sie zu Ende des Jahres 1913 sich dem fremden militärischen Beobachter zeigte. Es kann sich dabei nur um besonders charakteristische Erscheinungen handeln und um einen Durchschnitt, wobei im Auge zu behalten ist, daß die Zustände bei den um die Landeshauptstadt untergebrachten Verbänden teilweise besser, bei weit abgelegenen Truppen wohl noch mangelhafter waren.

Das Bild hat manchen starken Schatten, es hat aber nichts Verlegendes. Als versöhnendes Element wirken die furchtbaren Blutopfer, die das Osmanentum gebracht hat und anscheinend bringen mußte, um auf jene Bahn des Aufstiegs zu kommen, auf der es sich heute befindet.

Die Lage der türkischen Armee nach den Balkankriegen war nahezu verzweifelt. Der langjährigen Erstarrung unter Hamidischer Herrschaft war in jähem Wechsel eine Reihe schwerer Belastungsproben gefolgt. Verfassungskämpfe, fortgesetzte Aufstände in den unruhigen Randgebieten und zwei unglückliche Kriege hatten die Kräfte des Heeres nahezu völlig verzehrt. Der Umschwung der politischen und militärischen Lage im zweiten Teil des Balkankrieges, der in der Rückgewinnung von Adrianopel gipfelte, hatte freilich Volk und Heer mit nationalem Schwunge

erfüllt. Man war wieder selbstbewußter geworden, die gewonnenen Kriegserfahrungen bestärkten besonders einen Teil des Offizierkorps in dem Willen, auf der Bahn zu einer kriegsbrauchbaren Armee vorwärtszukommen. Dieses Wollen allein aber genügte nicht, um das große Werk, den Wiederaufbau der Armee, kraftvoll zu fördern. Hierzu bedurfte es vor allem einer sicheren Führerschaft und der Aufwendung reicherer Mittel als bisher, um wenigstens die größten Mängel der Heeresausrüstung zu beseitigen.

Die damalige Türkei konnte in sich die geistigen Kräfte für die Reorganisation ihrer Armee nicht finden, sie mußte auf auswärtige Unterstützung zurückgreifen. Diese einsichtsvolle Selbstertönnnis der neuen Machthaber war der erste und entscheidende Schritt zum Heile ihres Vaterlandes. Die Wahl fiel auf Deutschland, da das türkische Kabinett glaubte, daß eine mißbräuchliche Ausnutzung einer derartigen Machtstellung von Deutschland weniger als von den anderen Großmächten zu befürchten war. Auch hielt die Mehrheit der Armee an ihrer Überzeugung von der Überlegenheit der deutschen militärischen Ausbildung fest. Einem Ersuchen des Großwesirs *Mahmud Schefet Pascha* im Mai 1913 an Deutschland um Übernahme der türkischen Armee-Reorganisation wurde in Berlin Folge gegeben. Zur Leitung des Reformwerkes wurde der damalige Kommandeur der 22. preußischen Division, General *Liman v. Sanders*, ausersehen. Er schied mit den deutschen Offizieren, die für diese Lehrtätigkeit als geeignet ausgewählt wurden, aus der deutschen Armee aus und trat in türkischen Dienst über. Auf diese Weise entstand die „deutsche Militär-Mission“, die zunächst 41 Offiziere umfaßte. Im Dezember 1913 trafen die ersten 10 Offiziere unter der Führung des Generals v. *Liman* in Konstantinopel ein. Der Rest folgte in den ersten Monaten des folgenden Jahres. Infolge dauernder Vergrößerung des Wirkungsbereiches erhöhte sich die Zahl der Mitglieder bis zum Ausbruch des Weltkrieges auf 71. Weitgehende Machtbefugnisse sicherten der Militär-Mission maßgebende Einwirkung auf die türkische Heeresreform.

Die treibende Kraft des Reorganisationswerkes war nach dem bereits Januar 1914 erfolgenden Rücktritt des Kriegsministers *Izzet Pascha* sein jugendlicher Nachfolger *Enver Pascha*, dessen ungewöhnliche



Tatkraft alle entgegenstehenden Schwierigkeiten zu beseitigen mußte. Der überraschende Aufschwung der Armee in den wenigen Friedensmonaten zwischen dem Ende des Balkankrieges und dem Eintritt der Türkei in den Weltkrieg ist auf's engste mit dieser Persönlichkeit verknüpft.

Die Reorganisation der türkischen Armee war von vornherein eine Arbeit auf lange Sicht, schnelle Ergebnisse konnten angesichts der Größe der Aufgabe nicht erwartet werden. Ein solcher Neubau durfte sich nicht auf eine tief in das bestehende militärische Gefüge greifende Neuordnung organisatorischer Art und auf eine von wesentlich anderen Grundlagen ausgehende militärische Ausbildung beschränken. Ein voller Erfolg der militärischen Arbeit war nur zu erhoffen, wenn sich gleichzeitig auf allen anderen Gebieten des staatlichen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens ein Umbau vollzog. Das türkische Staatsleben wies schwere Mängel auf. Ein solches Urteil ist nicht zu scharf, selbst wenn man den berechtigten Eigenarten und den schwierigen Verhältnissen des osmanischen Staatswesens gebührend Rechnung trägt. Jahrhundert-langer politischer und wirtschaftlicher Rückgang, verfehlte Staatsleitung und Wirtschaftsführung hatten auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens Zustände hervorgerufen, die der Türkei den Namen des „kranken Mannes am Bosphorus“ eingebracht und bei den europäischen Großmächten das Problem der Aufteilung der Türkei aufgerollt hatten. Ein umfassender Umbildungsprozeß konnte sich also nicht von heute auf morgen vollziehen. Es galt zunächst nur, die Keime zu legen, die allmählich wachsen mußten und erst nach längerer Zeit wirkliche Frucht tragen konnten. Äußere sichtbare Erfolge der Reformtätigkeit traten freilich verhältnismäßig bald in Erscheinung, eine auf den Grund gehende Erneuerung der Armee bedurfte jedoch längerer Zeit. Das Werk wurde aber fast noch in seinen Anfängen durch den Kriegseintritt der Türkei jäh unterbrochen. Daß gleichwohl schon in der kurzen Zeitspanne von $\frac{1}{4}$ Jahren wesentliche Teile der Armee in jeder Beziehung für eine modernere Verwendung brauchbar gemacht werden konnten, ist ein greifbarer Erfolg der gemeinsamen türkischen und deutschen Arbeit. Gleichzeitig liegt hierin aber auch der Beweis, welche vortrefflichen Kräfte in der türkischen Armee, d. h. im osmanischen Volke, vorhanden waren.

Als Nationalitätenstaat hatte die Türkei keinen einheitlichen Heeresersatz; der Türke, Araber und christliche Osmane wichen in Leistungsfähigkeit sowie seelischer und geistiger Einstellung stark voneinander ab.

Der Türke aus Anatolien und Thrazien brachte bei weitem die beste Eignung für den militärischen Dienst mit. Als Bauer an anspruchsloses Leben und anstrengende Arbeit gewöhnt, besaß er große körperliche Leistungsfähigkeit. Jedoch zeigten sich in manchen Gegenden als Folge von dauernder Unterernährung oder nicht ausreichender Seuchenbekämpfung Zerfallsercheinungen bedenklichen Umfanges. Die städtische Bevölkerung war, da harter körperlicher Arbeit abgeneigt und ohne Verständnis für sportliche Übungen, weniger leistungsfähig. Im Durchschnitt haftete dem Türken eine gewisse Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit an, die andererseits seiner Ausdauer und Zähigkeit zu Gute kam. Die außerordentliche Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit, verstärkt durch eine fatalistische Lebensanschauung, ließen den Türken Anstrengungen und Entbehrungen ertragen, unter denen der europäische Soldat seelisch und körperlich zusammengebrochen wäre. Wie jedes Naturvolk, so brachte auch der Türke manche gute Anlagen für die militärische Ausbildung in den praktischen Dienstzweigen mit, er besaß durchschnittlich ein scharfes Auge, gute Orientierungsgabe und natürliche Reitfertigkeit.

Strenge sittliche Begriffe traten vielfach hervor und waren das Ergebnis einer in unberührter Umgebung verlebten Jugend. Der Türke war enthaltfam und nüchtern, bescheiden und zurückhaltend, treu und zuverlässig. Durch seine Erziehung an Unterordnung gewöhnt, kannte er keine Auflehnung gegen einen höheren Willen und unterwarf sich willig der militärischen Disziplin. Geduldig und mit einem nur dem Orientalen möglichen Gleichmut fand er sich mit Lagen ab, die die härtesten Anforderungen an ihn stellten. Ein Pflichtgefühl, allerdings mehr die Folge stumpfen Gehorsams als treibender ideeller Kräfte, vereinte sich mit den Forderungen und Verheißungen der islamitischen Lehre, um so den Türken zu einem Grade an Selbstaufopferung zu befähigen, den man kaum bei einem anderen Volke wiederfindet.

Die geistige Bildung des türkischen Soldaten stand nicht auf gleicher Höhe wie seine körperlichen Anlagen und moralischen Eigenschaften. Entweder ohne jede oder mit einer höchst mangelhaften Schulbildung trat

der Türke ins Leben, über 90 Prozent der Bevölkerung waren Analphabeten. Gute geistige Beanlagung blieb daher nicht nur unausgenutzt, sondern entartete zur geistigen Trägheit. Eigene Denktätigkeit und daraus sich entwickelnde Urteilskraft und Selbsttätigkeit lagen ihm fern. Er bedurfte dauernder Leitung, führerlos geworden oder vor einen selbständigen Entschluß gestellt, wurde er unsicher, konnte sich nicht zum Handeln aufraffen, wartete auf Befehle und stand äußeren Einwirkungen urteilslos gegenüber. Er geriet dann um so leichter in einen Zustand stumpfer Gleichgültigkeit und Niedergedrücktheit, als er, in der Lehre vom Kismet groß geworden, an unabänderliche Schicksalsgewalten glaubte. Als Ausfluß dieser seelischen Verfassung entstanden — eine Art Massensuggestion — die gefürchteten „Panikstimmungen“. Ebenso schnell wie sie sich verbreiteten, konnten sie aber auch verschwinden, sobald ein fester Führerwille sich wieder bemerkbar machte.

Daß der türkische Soldat sich in den letzten Jahrhunderten vorzugsweise in der Verteidigung geschlagen hatte, lag nicht in seiner geringeren Eignung für den Angriff, sondern war eine Folge der geschichtlichen Entwicklung und der Eigenart der Verhältnisse. Der Frieden von Karlowitz im Jahre 1699 hatte die Rollen vertauscht, der Türke war damals aus der Angriffs- in die Verteidigungsstellung gedrängt worden. Zu der strategischen Abwehr gesellte sich in späterer Zeit die Notwendigkeit taktischer Defensive angesichts der Undurchführbarkeit großer Angriffsoperationen wegen der schwierigen Sicherstellung der Heeresversorgung. Die Unsicherheit der Führung auf operativem und taktischem Gebiet und die mangelnde Durchbildung der Truppe waren weitere Gründe gewesen, um die leichtere Kampfform starrer Verteidigung zu bevorzugen. Endlich konnten sich das fatalistische Beharrungsvermögen und die mehr passive Veranlagung des türkischen Soldaten in der Verteidigung besonders betätigen. Aber die Ereignisse des Weltkrieges sollten doch beweisen, daß der Türke eines starken Angriffswillens fähig ist.

Der arabische Soldat stand in bezug auf militärische Eigenschaften weit unter dem Türken. Ebenso genügsam und bedürfnislos und dabei von größerer Gewandtheit, hatte der Araber doch nicht die gleiche körperliche Widerstandskraft und war — ein echtes Kind der Sonne — gegen Kälte und Nässe sehr empfindlich. Dagegen übertraf er den schwer-



Türkische Feldartillerie im Feuer.



Türkisches Maschinengewehr in Stellung.



Deutscher Sanitätsstrupp auf dem türkischen Kriegsschauplatz.



Deutsche Sanitätsmannschaften auf dem türkischen Kriegsschauplatz.

fälligen Osmanen an geistiger Regsamkeit und schneller Auffassungsgabe, welche Vorzüge aber durch ein empfindlicheres Nervensystem und eine geringere Willenskraft wieder ausgeglichen wurden. Bei der Beurteilung des Wertes des arabischen Soldaten im großen Kriege muß im Auge behalten werden, daß die arabische Bevölkerung dem türkischen Staate mehr oder weniger feindlich gegenüberstand und sich, wenigstens teilweise, nur widerwillig für die türkischen Interessen schlug. Es ist daher schwer zu unterscheiden, ob die Kampfesleistungen dieser Truppen auf den verschiedenen türkischen Kriegstheatern mehr auf die geringere militärische Eignung des Arabers oder auf den Mangel an Kampfeswillen zurückzuführen waren. — Der nomadisierende Bewohner der arabischen Wüste kam für den regulären Heeresdienst nicht in Betracht, sein unbändiger Freiheitsdrang lehnte sich gegen jede Unterordnung und Eingliederung in ein festes Gefüge auf.

Das christliche Element in der Armee war, abgesehen von einem kleineren Teil der arabischen Bevölkerung Syriens, durch Griechen und Armenier vertreten. Die Eignung dieser fremdstämmigen Volksteile zum Heeresdienst wurde durch ihre Rassenfeindschaft gegen das Türkenium in Frage gestellt. Die trüben Erfahrungen des Balkankrieges hatten die Türken veranlaßt, Griechen und Armenier sowie die Juden aus der Front zurückzunehmen. Ihre völlige Entfernung aus der Armee wurde als undurchführbar erkannt; denn ihre hohe Intelligenz und schnelle Auffassungsgabe, vermittels deren sie sich ein dem Türken überlegenes Wissen aneigneten, machten sie im inneren Heeresdienst für die Erledigung des Schriftverkehrs und bei der Ausübung technischer Dienstzweige unentbehrlich.

Das Offizierkorps war das Abbild seiner Zeit. Eine gerechte Wertung ist nur im Rahmen einer allgemeinen Charakter- und Sittengeschichte der damaligen Türkei möglich. Wenn einerseits die Wahrheit dazu zwingt, ein nicht sehr erhebedes Bild zu geben, so verlangt andererseits die geschichtliche Gerechtigkeit, die Gründe darzulegen, warum das türkische Offizierkorps eine derartige Entwicklung genommen hat und — vielleicht hat nehmen müssen. In einem Staatswesen, das sich wie

die Türkei um die Jahrhundertwende nach allen Richtungen hin morsch und brüchig zeigte, war nicht zu erwarten, daß das Offizierkorps allein sich von Niedergangsercheinungen freihalten konnte. Die großen Gefahren, die hierdurch der militärischen Gesundheit drohten, sind auch von türkischer Seite damals klar erkannt worden. Eiserne Energie von oben und bewunderungswürdige Selbstzucht haben es zustande gebracht, daß die wertvolleren Bestandteile des Offizierkorps in überraschend kurzer Zeit sich zu den gesunden Grundlagen ihres Berufes zurückfanden. Daß trotz aller trüben Erscheinungen das Offizierkorps in seinem Kern tüchtig geblieben war und die wertvollsten Kräfte zum Neuaufbau des Staatswesens in sich schloß, beweisen seine Leistungen im Weltkriege und — in noch höherem Maße — in der Nachkriegszeit. Eine große Anzahl der Männer, die heute die Türkei regieren, ist aus diesem Offizierkorps hervorgegangen.

Die Reorganisation des Offizierkorps begann damit, daß die vielen ungeeigneten Elemente abgestoßen wurden. Insbesondere wurde auch unter der zu zahlreichen Generalität aufgeräumt. Überalterte, überflüssige und ihre Stellung nicht ausfüllende Generale wurden verabschiedet. Ebenso fand im Generalstab und im Kriegsministerium eine gründliche Sichtung statt. Parteipolitische Forderungen zwangen allerdings zu einer gewissen Rücksichtnahme; denn nach dem Sturz des Absolutismus im Jahre 1908 hatte ein Parteiregiment — das jungtürkische Komitee — weitgehenden Einfluß, der sich auf allen Gebieten der Verwaltung geltend machte. Die Überfülle der die Bureaus bevölkernden Müßiggänger wurde der Truppe zugeführt. In der Front wurde gleichfalls scharf zugegriffen, bisher nachsichtig geduldete Verfehlungen streng, unter Umständen mit Dienstentlassung bestraft. Allein im Laufe des Januar und Februar 1914 wurden von Enver Paşa 1200 Verabschiedungen ausgesprochen.

Wichtiger als diese äußerliche Säuberung des Offizierkorps war dessen gleichzeitig beginnende innere Umstellung. Wenn auch die Kürze der Zeit, besonders in dieser Hinsicht, eine tiefgehende, geistige und sittliche Umwandlung ausschloß, so stand doch das Offizierkorps im Sommer 1914 in seiner Berufsauffassung ungleich höher als beim Eintritt in den Balkankrieg. Verhältnismäßig leicht vollzog sich die Wandlung bei den

jüngeren Dienstgraden und auch bei denjenigen älteren Offizieren, die sich geistige Spannkraft bewahrt hatten. Aber auch die älteren Offiziere, denen eine Loslösung von den überkommenen Auffassungen nicht mehr gelang, sahen sich infolge Bedrohung ihres wirtschaftlichen Bestehens gezwungen, sich wenigstens äußerlich umzustellen und dem Geist der neuen Zeit nicht entgegenzutreten. Diese Umbildung des Offizierkorps kam schon bald äußerlich, wenigstens in den großen Städten des Landes zum Ausdruck. Im Durchschnitt bot der türkische Offizier des Sommers 1914 in Haltung, Benehmen und Äußerem eine ganz andere Erscheinung, als der vom Herbst 1913.

Generalstab und Kriegsministerium hatten sich im Balkankrieg den Anforderungen nicht gewachsen gezeigt. Unzureichende Kriegsvorbereitungen und fehlerhafte Maßnahmen während der Operationen trugen an dem unglücklichen Ausgang des Feldzuges die Hauptschuld. Beide Behörden waren nicht aufeinander eingespielt. Eine klare Abgrenzung der Arbeitsgebiete, doppelt notwendig bei der Unübersichtlichkeit und Schwerfälligkeit des Verwaltungskörpers, fehlte. Die Folgen äußerten sich in häufigem Gegeneinanderarbeiten. Der Generalstab besaßte sich mit Arbeiten, für die das Kriegsministerium zuständig war. Zum Entgelt versagte das Kriegsministerium nicht selten den vom Generalstab ergangenen Anordnungen die Ausführung. Eigentliche Generalstabsaufgaben blieben dafür unerledigt oder erfuhren nur eine flüchtige Bearbeitung.

Die gleichen Mängel bestanden innerhalb des Geschäftsbereichs dieser Behörden. Es fehlte an klarer Arbeitseinteilung, richtiger Zentralisation und an Zusammenarbeit der einzelnen Abteilungen nach einheitlichen Gesichtspunkten. Daß unter diesen Verhältnissen sich eine offenkundige Scheu vor der Übernahme von Verantwortungen ergab — und das war wohl der schwerwiegendste Nachteil —, liegt auf der Hand. Die höchsten Offiziere wurden daher von einer unnötigen Arbeitslast fast erdrückt, die ihnen die Möglichkeit schöpferischer Tätigkeit und eines gründlichen Durchdenkens der wirklich wichtigen Entscheidungen nahm. Diese wenig erfreulichen Zustände bei den Zentralstellen hatten auf die Truppe die bedenkliche Rückwirkung, daß die von oben erlassenen Weisungen wenig Beachtung fanden, weil erfahrungsgemäß

mit dem baldigen Eingang abändernder oder aufhebender Gegenbefehle gerechnet werden konnte.

Die Regelung der Personalverhältnisse lag völlig im Argen. Die früheren, jahrelangen Bemühungen deutscher Berater, die bewährten deutschen Einrichtungen sinngemäß zu übertragen, waren stets auf Ablehnung gestoßen. Weder die Einführung von Rang- oder Dienstalterslisten, noch die Aufstellung von Qualifikationsberichten waren durchgeführt worden. Parteitaktische Rücksichten erwiesen sich hier als unüberwindbar. Die Notwendigkeit, Männer ihrer Wahl in die maßgebenden Stellen der Armee zu bringen, veranlaßte die jungtürkische Regierung, die Regelung der Personalverhältnisse undurchsichtig zu lassen. Aus militärischem Ehrgeiz, teilweise auch aus dem Wunsche nach wirtschaftlicher Verbesserung heraus, wurde die Versetzung in das Kriegsministerium oder in den Generalstab als Voraussetzung für ein Vorwärtskommen angesehen. Die große Anziehungskraft Konstantinopels als Großstadt tat ein übriges dazu. Dieser aus Parteirücksichten, Günstlingswesen und persönlichem Ehrgeiz so erwachsende gewaltige Andrang zu den genannten Behörden brachte es dahin, daß hier weit über den Bedarf Offiziere Unterschlupf fanden. Das Heer der Müßiggänger vergrößerte sich, die Offiziere standen sich nur gegenseitig im Wege oder erschwerten in künstlich für sie geschaffenen Stellungen die Arbeitsabwicklung. Unter tatkräftigster Förderung Envers gelang es, im Generalstab und im Kriegsministerium eine durchgreifende Reform nach deutschem Muster durchzuführen.

Inwieweit die Intendantur und das Rassenwesen einer Reform unterworfen wurden, entzog sich der deutschen Kenntnis. Versuche, auch auf diesen Verwaltungszweig Einfluß zu gewinnen, scheiterten fast völlig. Abgesehen davon, daß die Türken in sehr wohl begreiflicher Weise daran festhielten, gerade diese Gebiete fremdländischer Einsicht zu entziehen, duldete die überragende Persönlichkeit des Intendantur-Chefs, des Generals İsmail Hakkı Paşa, keine Beeinflussung, geschweige denn eine Oberaufsicht. Als ein Mann von ungewöhnlicher Arbeitskraft und seltenem Scharfblick, hat er sich unersetzlich gemacht und seine einflußreiche und in mancher Hinsicht ausschlaggebende Stellung während der ganzen vier Kriegsjahre behauptet. Das war gut;

denn es ist sehr zu bezweifeln, ob unter den obwaltenden Verhältnissen ein nach deutschen Gesichtspunkten arbeitender Verwaltungsapparat die ungemein schwierige Aufgabe der Volks- und Heeresversorgung ebenso gemeistert hätte, wie dieser kluge, alle Register orientalischer Regiekunst beherrschende Mann.

Die einschneidenden Gebietsveränderungen, die gleich nach Beendigung des Balkankrieges eingeleitete Demobilisierung und mehrfache Änderungen in der Kriegsgliederung während dieses Krieges selbst erforderten eine Neuorganisation des Heeres. Die in den Jahren 1910 und 1911 unter General J z z e t P a s c h a begonnenen, durch den Balkankrieg unterbrochenen Arbeiten sollten jetzt beschleunigt zu Ende geführt werden. Der Grundgedanke dieser Reform, Durchführung der Dreiteilung und Bildung kleiner Gefechtsverbände, war an sich ein wesentlicher Fortschritt gegenüber der früheren schwerfälligen Gliederung gewesen. Aber die Überspannung dieses Gedankens, die Neigung, zugunsten einer umfangreichen Kriegsgliederung die Zahl der Verbände auf Kosten der Truppenstärken zu vermehren, hatte sich im Balkankriege gerächt. Die vom Generalfeldmarschall F r h r. von d e r G o l z vorausgesagten Folgen waren eingetreten. Die dauernde Auffüllung der übergroßen Zahl von Divisionen hatte bei den großen Kampfverlusten nicht durchgeführt werden können. Die ungenügenden Gefechtsstärken hatten die Zusammenlegung und Vermischung der Einheiten sowie die Auflösung ganzer Verbände nötig gemacht, also gerade das, was durch die Umorganisation hatte abgestellt werden sollen. Namentlich hatte auch das Offizierkorps nicht ausgereicht, um die vielen Befehls- und Verwaltungsstellen mit ausreichend durchgebildeten und erfahrenen Offizieren zu besetzen.

Trotz dieser trüben Lehren konnten sich die Türken nicht dazu verstehen, Kriegsgliederung und Friedens-Heeresstärke miteinander in Einklang zu bringen. Der Verlust an Wehrpflichtigen infolge der Abtretung der mazedonischen Gebiete sollte durch eine schärfere Erfassung der dienstfähigen Jahresklassen im übrigen Reichsgebiet ausgeglichen werden. Die Neuorganisation des Winters 1913/14 hielt daher an einer

Gliederung der aktiven Armee in 13 Korps zu 34 Divisionen und in 2 selbständige Divisionen bei einer Friedensstärke von rund 140 000 Mann gegenüber bisher 275 000 Mann fest. Die trostlose Geldlage bedingte diese starke Verringerung des Heeres. Die hiernach nötig werdende weitgehende Schwächung der Friedensstämme versuchte man dadurch zu mildern, daß der Grundsatz der Dreiteilung durchlöchert, fünf Korps zu zwei Divisionen und zahlreiche Infanterie-Regimenter zu zwei Bataillonen gebildet wurden. Diese Maßnahme erwies sich aber als unwirksam, vielerorts sank die Kopfstärke der Bataillone doch derart, daß die Kompagnien mit kaum 40—50 Mann zum Dienst antraten. Infolge der geringen Truppenstärke nahm daher die aktive Armee sehr stark die Form eines Rader-Heeres an.

Für den Kriegsfall wurde an diesem Rahmen festgehalten. Die Aufstellung neuer Verbände war zunächst wegen Ausrüstungsmangel nicht vorgesehen. Durch die Auflösung der bisherigen selbständigen Landwehr-(Redif-)Formationen und die Überweisung der gedienten Mannschaften im Reserve- und Landwehr-Dienstverhältnis an die aktiven Verbände verfügten diese über eine Menschen-Reserve für ihre dauernde Auffüllung. Auf diese Weise hoffte man, die im Balkankriege zutage getretenen Nachteile zu großer Blutleere der Kampfeinheiten in einem künftigen Ernstfall behoben zu haben. Die Kriegsstärke der Armee wurde auf 700 000 Mann veranschlagt. Weitere organisatorische Bemühungen gingen in der Richtung, der bisher üblichen willkürlichen Zerreißung der Einheiten und der häufigen Verlegung der Truppenteile ein Ende zu machen.

Der Verlust des größten Teils des europäischen Landbesitzes bedingte eine Verlegung der bislang in Mazedonien stehenden Korps. Von den bisherigen sieben europäischen Korps blieben drei auf europäischem Boden zum Schutz der Hauptstadt und zur Wacht an den Dardanellen (I., II., III.), ein Korps (XIV.) wurde aufgelöst, die drei übrigen zu einer stärkeren Besetzung des kleinasiatischen und cilizischen Küstengebietes (IV. und VI.) verwandt oder (V.) in das Innere Vorderasiens, in die Gegend von Angora, verlegt. Die Verteilung der früheren asiatischen Korps blieb unverändert: das VII. Korps und die beiden selbständigen Divisionen hatten für die Aufrechterhaltung der Ruhe in Arabien zu

forgen; das VIII. Armeekorps verteilte sich an der langgestreckten syrischen Küste bis zur ägyptischen Grenze hin; die Korps IX., X. und XI. schützten Ostanatolien vor einem russischen Einmarsch, XII. und XIII. Armeekorps standen im Zweistromland von Mosul bis zum Persischen Golf.

Die allgemeine Wehrpflicht, erst nach der Staatsumwälzung im Jahre 1908 eingeführt, hatte sich im Balkankriege nicht bewährt. Das Blut- und Glaubensband hatte sich als stärker erwiesen als der Gedanke staatlicher Zusammengehörigkeit. In Massen waren die christlichen Osmanen zu ihren Stammesbrüdern und Glaubensgenossen übergelaufen und hatten dadurch ihre mohammedanischen Mitkämpfer in schwierige Lagen gebracht. Als Folge dieser trüben Erfahrungen wurde eine tiefgreifende Änderung beschlossen. Der Grundsatz der allgemeinen Dienstpflicht blieb zwar in dem neuen Wehrgesetz vom Mai 1914 formal aufrechterhalten, verlor aber durch das Recht des Loskaufs jede Wirksamkeit. Unlustig zum Waffenhandwerk, machten die wehrpflichtigen, größtenteils der wohlhabenden Bevölkerung angehörenden Christen und Juden von diesem Recht ausgiebigen Gebrauch. So bedenklich uns diese Tatsache erscheinen mag, so brachte sie für die türkische Armee doch zweifelloso Vorteile. Die Armee blieb von unzuverlässigen Elementen befreit, und die Einheitlichkeit des Ersatzes wurde gebessert. Der Loskauf blieb auf Friedenszeiten beschränkt, man konnte also im Kriegsfalle auch über die „Ungläubigen“ verfügen. Ob man diese dann in die Front einreihen oder nur zu Hilfs- und Arbeitsdiensten verwenden wollte oder mußte, blieb späterer Entscheidung überlassen. Die Wehrpflicht war im übrigen nach deutschem Muster auf die Zeit vom 18. bis zum 45. Lebensjahre festgesetzt. Auch für die zweijährige Dienstzeit bei der Infanterie hatte man sich entschieden, wobei die finanzielle Notlage des Staates allerdings in erster Linie mitgesprochen hatte.

Eine Hauptfehlerquelle der Ersatzregelung war verschiedentlich schon vor dem Balkankriege empfunden worden. Die in Europa stehenden Korps konnten nämlich infolge der großen räumlichen Trennung von ihren in Asien gelegenen Rekrutierungsbezirken auf das Ersatzwesen keinen Einfluß gewinnen. Noch während der Demobilmachung wurde

deshalb zu einer grundlegenden Änderung übergegangen. Man legte Korps- und Ersatzbezirke zusammen, so daß nunmehr die Korps den Mannschaftsbedarf ihren eigenen Bezirken entnehmen und die Rekrutierung überwachen konnten. Nur die drei in Europa verbleibenden Korps blieben nach wie vor auch auf Mannschaften aus Anatolien angewiesen, da die europäische Bevölkerung für ihren Ersatzbedarf nicht ausreichte.

Alle Voraussetzungen für eine ordnungsmäßige Abwicklung des Ersatzgeschäfts, die sich aus der stetigen Aufwärtsentwicklung der Staatsidee und des Staatskörpers von selbst zu ergeben pflegen, fehlten naturgemäß in der erst am Anfang ihres inneren Neubaus stehenden Türkei. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, faßten die Bezirkskommandeure, großenteils wegen Unbrauchbarkeit aus dem Truppendienst abgeschobene Offiziere, ihre Stellung als eine wirtschaftliche Versorgung oder einen Ruheposten auf. In Unkenntnis ihres Pflichtenkreises und ohne Anleitung und Überwachung, ließen sie es daran fehlen, offensichtliche Mißstände zu beseitigen und wenigstens für eine gute Aufbewahrung der bei ihnen lagernden, teilweise ganz neuen Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände Sorge zu tragen. Im Jahre 1914 an den verschiedensten Stellen Kleinasiens abgehaltene Prüfungen ergaben die betrübliche Feststellung, daß wegen ungeeigneter Lagerung und gänzlicher Vernachlässigung große Teile der Kriegsausrüstung unbrauchbar geworden waren. Andere Depots enthielten wiederum nur einen Bruchteil des buchmäßig aufzuweisenden Bestandes.

Erschwert wurde das Ersatzgeschäft durch unzureichende Vorarbeiten der Zivilverwaltung. Staatliche Statistiken waren nur teilweise vorhanden, die Ergebnisse der Volkszählung, die nur in großen Zeiträumen vorgenommen wurden, waren unzuverlässig, besondere Standesämter gab es nicht, Geburtsregister waren ungenau und fehlerhaft. Der Gemeindeälteste arbeitete in seiner für die Innenverwaltung besonders wichtigen Stellung häufig unbewußt der Staatsautorität entgegen. Er sah seine Aufgabe in der einseitigen Vertretung der Gemeindeinteressen, und so fanden die Versuche der dienstunlustigen Bevölkerung, vom Heeresdienst freizukommen, bei ihm Unterstützung.

Für die Bezirkskommandos war es deshalb sehr schwer, auch wenn

sie den Willen aufbrachten, brauchbare Unterlagen für das Ersatzgeschäft sich zu beschaffen. Namentlich glückte den Militärbehörden häufig nicht die einwandfreie Feststellung, wann jeder Einwohner das wehrpflichtige Alter erreicht hatte. Da der Anatolier oft sein Lebensalter selbst nicht angeben konnte, versiel man auf das Auskunftsmittel der Abschätzung. Damit war natürlich der Willkürlichkeit und anderen bedenklichen Auswirkungen Tür und Tor geöffnet. Infolge falscher oder ganz unterlassener Eintragungen verloren die Bezirkskommandos häufig auch den Überblick über die Waffenzugehörigkeit der entlassenen Mannschaften, so daß falsche Einberufungen an der Tagesordnung waren. Die lässige Haltung der Ersatzbehörden bestärkte zudem die Bevölkerung, besonders die heranwachsende männliche Jugend, in ihrer Neigung, den Einberufungen nicht Folge zu leisten.

Aus diesen Zuständen heraus erklärten sich die eigenartigen Feststellungen, die während der ersten Hälfte des Jahres 1914 besonders bei den in der Provinz stehenden Truppenteilen immer wieder gemacht wurden. Unter der Zahl der neu einzustellenden Leute fanden sich nämlich neben kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglingen auch Männer, deren gebückte Haltung und Aussehen verriet, daß sie das wehrpflichtige Alter überschritten haben mußten, während kräftige, für jeden Waffendienst geeignete Männer unbelästigt ihrer bürgerlichen Beschäftigung nachgingen. Jeder Truppenteil hatte über falsche Einstellungen zu klagen. Im infanteristischen Dienst ausgebildete Mannschaften waren der Artillerie überwiesen worden, bei den Pionieren meldeten sich wieder Leute, die bei der Kavallerie gedient hatten und dergleichen mehr. Durch diese falschen Beorderungen wurde die Auffüllung der Friedensstämme auf Kriegsstärke auf das äußerste erschwert.

Gerade auf dem Gebiet des Ersatzwesens kamen unter den geschilderten Verhältnissen die Reformen nur langsam voran. Mehr noch als bei den anderen Zweigen der Heeresverwaltung war man hier von der Mitarbeit der Zivilbehörden abhängig. Ehe da nicht durchgreifender Wandel geschaffen wurde, konnte auch eine gesunde Abwicklung des Ersatzgeschäfts nicht erwartet werden. Die Neuregelung der Mobilmachung wurde somit zu einer der wichtigsten Aufgaben der mit deutscher

Hilfe eingeleiteten Heeresreform. Bis zum Sommer 1914 waren überall nur Ansätze einer Besserung vorhanden.

Die Ausbildung der Truppe hatte sich in der Anerkennung eines äußerlichen Drills erschöpft und war nichts anderes als eine geistlose Nachahmung oder falsche Auslegung auf Land und Leute gar nicht passender europäischer Ausbildungsgrundsätze gewesen.

Der infanteristische Dienst war in der Hauptsache mit Übungen geisttötender Einförmigkeit formaler Natur ausgefüllt worden, Felddienst hatte man kaum gekannt. Die Schießausbildung beschränkte sich auf schematisches Anlernen der drei Anschlagsarten. In manchen Provinzkorps wurde nicht mal dieser niedrige Ausbildungsstand erreicht, waren einzelne Leute nicht fähig, ihre Waffe zu laden oder kleine Ladehemmungen zu beseitigen. Zielübungen waren so gut wie unbekannt, ebenso die Ausbildung im Scharfschießen. Verhältnismäßig wenige Truppenteile verfügten über Schießstände, obgleich deren Anlage bei den örtlichen Verhältnissen keine Schwierigkeit gemacht hätte. Selten verließ die Truppe den Kasernenhof. Bewegungen und Entwicklungen litten daher unter einer erschreckenden Schwerfälligkeit. Nur in der Verteidigung wußte die Truppe das Gelände auszunutzen und sich ihm anzupassen. Selbst kleine Märsche verursachten großen Ausfall an Marschunfähigen; die Marschdisziplin ließ viel zu wünschen übrig. In den Anforderungen des Stellungsausbaus kriegserfahren und geübt, versagte die Truppe infolge vernachlässigter Gefechtsausbildung im einzelnen selbst bei den einfachsten Aufgaben aus dem Gebiet des Bewegungskrieges. Hier hatte also die Ausbildung vorzugsweise anzusetzen.

Die K a v a l l e r i e stand auf sehr niedriger Ausbildungsstufe. Der Pferdebestand war durch Kriegsverluste, mehr noch durch ungenügend bekämpfte Seuchen stark gelichtet. Selbst das vorhandene Material konnte nicht voll ausgenutzt werden, sei es mangels Ausrüstung, sei es infolge des jämmerlichen Zustandes der Pferde. Ein Teil der Mannschaften erhielt daher gar keine oder nur eine ungenügende Reitausbildung. Allerdings waren ein durchgearbeitetes Pferd und ein durchgebildeter Reiter hier weniger nötig. Worauf es dem Türken ankam, nämlich in jedem Gelände auf dem Tier vorwärts zu kommen, das

erfüllte diese Reiterei. Die Ausbildung hatte sich also vorzugsweise auf Aufklärungsdienst, Melde- und Sicherungswesen zu erstrecken.

Die Feldartillerie war die bestausgebildete Waffe der türkischen Armee. Die Gefechtsausbildung hatte aber auch bei ihr hinter dem schematischen Eindrillen exerziermäßiger Bewegungen am Geschütz zurückstehen müssen und sich stark auf den Rahmen der starren Verteidigung eingespielt. Die Folge war eine Unsicherheit, sobald Aufgaben aus dem Bewegungskriege ein schnelles Erfassen der Augenblickslage bedingten. Denktätigkeit, Entschlußkraft und Vorstellungsvermögen der Offiziere genügten dann ebensowenig wie die geistige und körperliche Beweglichkeit der Truppe. Schießübungen mit wechselnden Aufgaben und Zielen wie mit Stellungsveränderungen bewiesen, daß die auf dem Sondergebiet starrer Verteidigung gesammelten Erfahrungen über den Mangel einer gründlichen theoretischen und praktischen Fachbildung nicht hinweghelfen konnten.

Maschinengewehr-Formationen waren vorhanden, die Ausbildung aber stark verbesserungsbedürftig. Teilweise war das Gerät im Balkankriege verloren gegangen, teilweise mußte es nach der langen Beanspruchung im Felde erst wieder instand gesetzt werden. Sowohl die Exerzier- und Gefechtsausbildung wie die Unterweisung über Waffeninstandhaltung mußte von vorn beginnen.

Die Pioniere waren in ihrer technischen Ausbildung ganz vernachlässigt, ohne dafür im infanteristischen Dienst gute Leistungen aufzuweisen. Wo sie bei Überschwemmungen zu Brückenwiederherstellungen herangezogen wurden, versagten sie. Bei Ausbruch des Großen Krieges hatte die Mehrzahl der Bataillone noch keine Pontonier-Übungen abhalten können, da im Balkankriege fast alle Brückentrains in Feindeshand gefallen waren. Auch die Ausbildung im Spreng- und Minierdienst war mangels der dafür notwendigen Spreng- und Zündmittel sehr im Rückstande. Zu leichteren Arbeiten im Straßenbau konnten die Pioniere dagegen mit Nutzen herangezogen werden. Auch im Stellungsausbau hatte der letzte Krieg ihnen Erfahrungen gebracht.

Die bespannten Formationen der Fußartillerie entsprachen in keiner Weise den Anforderungen, die an eine schwere Artillerie des Feldheeres zu stellen waren. Immerhin war ihre Aus-

bildung ungleich besser als die der Hauptmasse der Fußartillerie — 13 Regimenter —, die in Festungen und Küstenbatterien ein beschauliches Dasein führte. Besichtigungen an den verschiedensten Stellen endeten mit dem immer wiederkehrenden Eindruck einer geistig erstarrten Truppe, die zur Ableistung mechanischer Handgriffe abgerichtet war. Schuld daran trug weniger der niedrige Ausbildungsstand der Offiziere als der Zustand der Werke, deren fortifikatorische und artilleristische Ausstattung eine den modernen Grundsätzen des Festungskrieges entsprechende Ausbildung ausschloß. Die geringe Munitionsausstattung verbot zudem das Abhalten von Scharfschießübungen. Die Förderung der Ausbildung bei der Küsten- und Festungsartillerie lief daher auf die zur Zeit nicht lösbare Frage neuer Material- und Munitionsbeschaffung hinaus. Reformversuche mußten sich somit auf die Beseitigung der hervortretendsten Mißstände und den Versuch der geistigen Belebung der Truppe in den engen Grenzen des Möglichen beschränken. Leichter war die Reorganisationsarbeit bei den bespannten Batterien infolge der Möglichkeit praktischer Ausbildung der Truppe an kriegsbrauchbarem Material und in wechselndem Gelände.

Kraftfahr- und Eisenbahntruppen waren in der türkischen Armee nicht vorhanden.

Nachrichtensformationen bestanden nur dem Namen nach. Einzelne Einheiten hatten ihr Material im Kriege eingebüßt, andere wußten mit den vorhandenen meist schadhafte Teilen nicht umzugehen. Das militärische Nachrichtenwesen mußte daher völlig neu aufgebaut werden.

Das Flugwesen befand sich am Anfang seiner Entwicklung. Abgesehen von einigen Rekordflügen türkischer Offiziere auf französischen Flugzeugen hatte für die militärische Ausbildung einer Fliegertruppe noch nichts getan werden können. Im Frühjahr 1914 wurde das Flugwesen einem französischen Offizier unterstellt, aber die verfügbare Zeit war zu kurz, um der türkischen Armee bei Ausbruch des Großen Krieges eine ausgebildete Fliegertruppe zu verschaffen.

Der Train war im Zustand völliger Auflösung. Das Gerät war entweder verlorengegangen oder unbrauchbar. Die Truppe bestand größtenteils aus ungedienten oder nicht mehr im vollen Besitz der Körper-

kräfte befindlichen Leuten. Die Offiziere waren teils von den anderen Waffen als ungeeignet abgestoßen worden, teils waren sie des Lesens und Schreibens unkundige Leute in vorgerücktem Lebensalter. Die Grundlage einer Ausbildung war daher überhaupt nicht vorhanden und mußte erst neu geschaffen werden.

Besonders bezeichnend für alle Truppenteile war es, daß der Begriff militärischer Pünktlichkeit in bedenklichem Ausmaße fehlte. Übungen und Besichtigungen erfuhren unbeabsichtigte und unerwünschte Wendungen oder fielen ganz aus, weil aus irgend einem Anlaß Truppenteile gar nicht oder verspätet erschienen. Alle Bewegungen, deren glatte Durchführung von der Einhaltung festgesetzter Zeiten abhing, waren daher hinsichtlich ihres Verlaufs in Frage gestellt. Mobilmachung und Aufmarsch des Balkankrieges hatten ebenso sehr darunter gelitten, wie die Bewegungen auf dem Gefechtsfeld. Dieses geringe Verständnis für den Wert der Zeit war zwar an und für sich in einem Lande des Orients mit seinen ganz anderen Lebensauffassungen nicht erstaunlich; aber die Hauptschuld an der militärischen Unpünktlichkeit hatten das Fehlen von Uhren und die türkische Zeitrechnung. Die Ablösung der türkischen durch die europäische Zeitrechnung, wenigstens in der Armee, bedeutete einen erheblichen Fortschritt und beseitigte die Ursache häufiger, folgenschwerer Störungen.

Ebenso fern wie der Wert der Zeit lag dem Türken der Begriff der Selbstbewirtschaftung und Selbsthilfe. Mangel an Instandsetzungsmaterial, aber doch auch wohl Gleichgültigkeit, hatten bei der Truppe die Gewohnheit einreißen lassen, die Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände bis zur völligen Abnutzung im Gebrauch zu halten, ohne an die sofortige Ausbesserung entstandener Schäden heranzugehen. Die unausbleibliche Folge war, daß bei den spärlichen Neuüberweisungen die Soldaten in ihrer äußeren Verfassung vielfach einen heruntergekommenen Eindruck machten. Auch auf anderen Gebieten, wie denen der Verpflegung und Unterbringung, hatte sich die Truppe daran gewöhnt, die Abstellung von Unzuträglichkeiten und die oft mit wenig Arbeitsaufwand durchführbare Verbesserung der Lebensbedingungen von dem Eingreifen höherer Dienststellen zu erwarten, statt selbst Hand anzulegen.

Die Ausrüstung der Truppe war dürftig; für europäische Begriffe bot sie ein merkwürdiges Bild. Die in Mazedonien lagernden großen Bestände hatten infolge der sich überstürzenden Anfangsereignisse des Balkankrieges nicht zurückgeschafft werden können. Von der bei der Truppe befindlichen Ausrüstung hatte ein großer Teil auf den Rückzügen dem Gegner überlassen werden müssen. Was man hinter die Tschataldscha-Linie gerettet hatte, war infolge dauernder Beanspruchung und ungenügender Instandhaltung stark abgenutzt. Der Ausfall an der Front konnte nur zum geringen Teil ersetzt werden. Weder Instandsetzungen schadhafter gewordenen Teile noch Neuüberweisungen waren in nennenswertem Umfange erfolgt. Die inländische Erzeugung deckte nur einen Bruchteil des Bedarfs; die ausländischen Lieferungen stockten aber infolge des allgemein vorhandenen Mißtrauens gegen die türkische Kreditwürdigkeit.

Der dürftige Bekleidungszustand war eine der Hauptursachen der ernststen sanitären Lage der Armee. Eine geordnete Bekleidungswirtschaft mit Einrichtung von Kammern, Ausparung mehrerer Garnituren, sorgsamer Lagerung und buchmäßiger Eintragung der Bestände gab es nicht, konnte es aber auch kaum geben, da die Truppe von der Hand in den Mund lebte. Nach der starken Beanspruchung der Bekleidung im Balkanrieg stand die Truppe daher vor einem Nichts. Geld, große Auslandsbestellungen zu machen, war nicht vorhanden. Wenige Truppenteile waren im Besitz einer leidlich vollzähligen und in gutem Zustand befindlichen Uniform. Die Masse der Armee mußte sich mit den Kleidungsstücken behelfen, mit denen sie in den Krieg gegangen war, und die völlig zersumpt und abgerissen an den abgezehrten Körpern hingen. Für die im Herbst 1913 eingezogenen Mannschaften standen Felduniformen in nennenswertem Umfange nicht zur Verfügung. Sie wurden entweder in eigenartige, buntscheckige Friedensuniformen, die in irgendeinem Depot aufgestöbert worden waren, eingekleidet oder mußten in ihrer Heimattracht Dienst tun. Ein großer Teil der Truppe mußte sich ohne Mäntel behelfen. Der Mangel an Fußbekleidung war besonders empfindlich. Der derbe Militärstiefel bildete die Ausnahme. Sehr zahlreiche Mannschaften trugen verschnürte Pantoffel, andere begnügten sich mit Tuchumwicklungen, wieder andere blieben barfuß.

Mit der Wäscheausstattung stand es nicht besser; meist mußte der Soldat dafür selbst aufkommen. War der aus der Heimat mitgebrachte Vorrat aufgebraucht und eine Erneuerung nicht möglich, so trug der Mann die zerfetzte und verlaute Uniform am bloßen Körper. Die starken klimatischen Unterschiede waren nicht genügend berücksichtigt. Die vorhandenen Sommergarnituren deckten nicht entfernt den Bedarf. Unter der Unzweckmäßigkeit der Bekleidung hatte der in die sonnendurchglühten arabischen Gebiete verschlagene Soldat ebenso zu leiden, wie der in den vereisten Hochgebirgen Armeniens und Kurdistan kämpfende Mann.

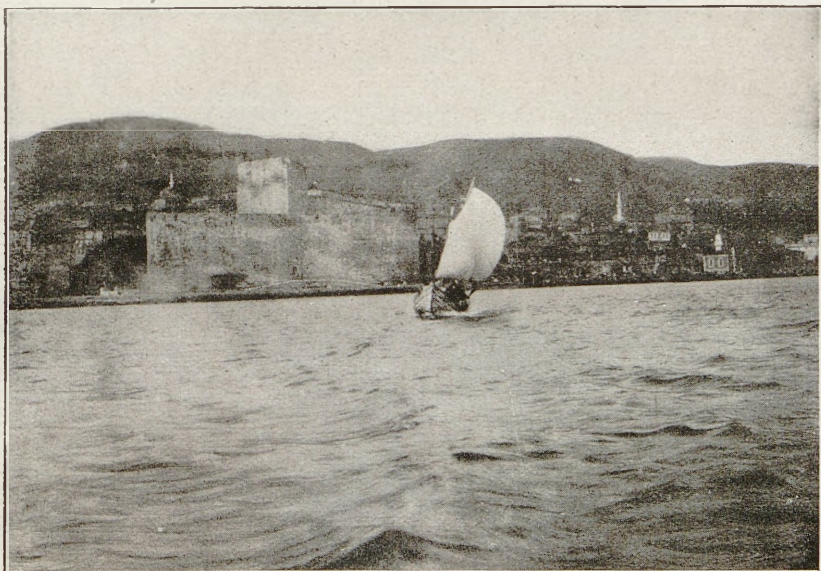
Die Waffenausrüstung machte den Eindruck eines Arsens. Bei der Infanterie zählte man 16 Gewehrarten, ja selbst innerhalb der Kompagnien wurden stellenweise verschiedene Modelle festgestellt. Die teilweise ganz veralteten Konstruktionen hatten kaum noch Materialwert. Mangel an Schutzvorrichtungen und Reinigungsmaterial sowie ungenügende Einwirkung auf die Truppe zur Reinigung hatten Waffen und Munition vielfach verrosten lassen. Kleine Beschädigungen an Visiereinrichtung und Schloß blieben unausgebessert. Wurden Schießübungen abgehalten, so schoß die ganze Truppe aus den wenigen gebrauchsfertigen Läusen. Fehlende Gewehrriemen wurden durch Stricke ersetzt; wo Patronenbehälter nicht zur Stelle waren, mußten die Uniformtaschen aushelfen. Überwachung fehlte häufig, so daß die scharfen Patronen tagelang im Besitz der Leute und in den oft ungesicherten Läusen blieben. Maschinengewehre, weit unter dem Sollbestand vorhanden, waren größtenteils infolge fehlender oder beschädigter Zubehöerteile nicht feuerbereit. Der Zustand der Karabiner glich dem der Gewehre.

Das Geschützmaterial der Feldartillerie war noch am besten instand. Neben der Krupp'schen 7,7 cm-Schnellfeuer-Feldkanone führte die Feldartillerie Schneider-Creuzot-Schnellfeuer-Geschütze von 7,5 cm Kaliber. Vier in der arabischen Reichshälfte stehende Korps hatten Kanonen-Batterien alter Krupp'scher Konstruktion. Die leichte Feldhaubitz war deutscher oder österreichischer Herkunft. An Gebirgsgeschützen waren drei Typen vertreten. Unter Hinzurechnen einer alten Mörser-Batterie des VII. Armeekorps zählte die Feldartillerie somit 9 Geschützarten. Ausbildung und Munitionsergänzung wurden durch

diese Verschiedenartigkeit erheblich erschwert. Abgesehen von den alten Krupp'schen Geschützen und den Mörsern waren alle Konstruktionen als vollwertig zu bezeichnen, jedoch fehlten die feineren Richtvorrichtungen teilweise. Einem Nahangriff gegenüber war die Feldartillerie wehrlos, da sie nicht mit Handfeuerwaffen ausgestattet war.

Die Fußartillerie umfaßte die ältesten schweren Kaliber bis zu den neueren Konstruktionen und gab einen anschaulichen geschichtlichen Rückblick über die Entwicklung dieser Waffe. Irgendein Kampfwert gegen neuzeitliche Angriffsmittel war den in den Festungen stehenden Geschützen nicht zuzusprechen. Auch die schweren Batterien der Meerengen erfüllten nur mit einigen 35, 28 und 24 cm-Kalibern zeitgemäße Anforderungen. Die bespannten Formationen der Fußartillerie — zwei schwache Bataillone —, die als schwere Artillerie des Feldheeres in Betracht kamen, führten in der Hauptsache die Krupp'schen schweren Feldhaubitzen 96, daneben einige wenige moderne Versuchsgeschütze. Zustand der Geschütze und Lagerung der Munition waren im Rahmen der gegebenen Verhältnisse einwandfrei. Unter knapper Munitionsausstattung hatten nahezu alle schweren und mittleren Kaliber zu leiden. Die Auffüllung der Bestände mußte durch Auslandslieferungen erfolgen, da die türkischen Werkstätten nur Infanteriemunition herstellten.

Die sonstige Ausrüstung der Armee war mehr als dürftig. Schanzzeug, Tornister und Decken waren nur teilweise vorhanden und dann noch meist in einem Zustande, der längere Verwendbarkeit in Frage stellte. Von den Truppenfahrzeugen war nur ein kleiner Teil brauchbar. Infolge ungenügender Wiederherstellung und mangelndem neuen Zugang verringerte sich die Zahl der fahrbereiten Wagen dauernd. Von einem einheitlichen Wagentyp war nicht die Rede. Sämtliche in der Türkei gebräuchliche Arten von dem schon im Altertum benutzten zweirädrigen Karren mit hölzernen Vollrädern bis zum eleganten Landauer waren vertreten. Mangel an Geschirren zwang zu behelfsmäßigen Ergänzungen, die, in ihrer Einfachheit erstaunlich, hinsichtlich ihrer Haltbarkeit begründeten Zweifel aufkommen ließen. Reitausrüstungen für die Kavallerie waren selbst für den geringen Pferdebestand nicht ausreichend vorhanden. Wo Decken und Sättel nicht beschafft werden



Fort Rilid Bahr.



Fort Sedd ul Bahr.



Fort Hamidié (Seeseite).



Fort Hamidié (Landseite).

konnten, wurde auf blankem Pferde geritten. Die nicht verpaßten Baumzeuge und Sättel verschuldeten böartige Verletzungen. An Stelle der Lederteile mußten häufig Stricke treten. Die Beschirrungsfahrzeuge und Bespannungen der Artillerie waren in leidlichem Zustand; doch fehlte es auch hier teils an Vollständigkeit, teils an genügender Verfassung. Das Gerät der Sonderformationen war entweder gar nicht oder nur teilweise vorhanden, eine gründliche Durchbildung wurde damit unmöglich gemacht.

Der Wagenpark des Trains war ein unentwirrbarer Haufen mehr oder minder beschädigter Fahrzeuge. Die Ausrüstung für die zahlreichen Tierkolonnen befand sich in noch trostloserer Verfassung.

Dies war der Zustand der türkischen Armee nach einem langen und unglücklichen Kriege, in welchem der größte Teil des Kriegsgeräts in Feindeshand gefallen war. Es ist hier nicht der Ort, um noch weitergehend die Schwierigkeiten zu schildern, die sich für die mit der deutschen Militärmission mühenden türkischen Behörden ergaben, um eine Besserung der Verhältnisse zu schaffen. Erwähnt sei nur, daß Unterbringung und Gesundheitszustand der Truppe die Aufgabe ungewöhnlich erschwerten, daß vor allem die damals außerordentlich knapp bemessenen türkischen Geldmittel sehr schnell eine unüberwindbare Grenze, ganz besonders in Hinsicht auf die so dringende Neubeschaffung von Kriegsgerät aller Art schufen. Als für die Türkei die Stunde des Weltkrieges schlug, war man auf allen Gebieten der Reformierung des Heeres erst auf dem Wege, dereinst wirklich etwas Vollendetes zu schaffen. In allzu weiter Ferne stand noch das gesetzte Ziel. Nur ein kleiner Teil der durch den Balkankrieg geschlagenen Wunden war erst geheilt, als das Land zu dem schwersten Ringen aufgerufen wurde, dem es in seiner wechselvollen und kampfreichen Geschichte bisher begegnet war. Und das, was an Besserung erreicht war, betraf vornehmlich die europäischen und westanatolischen fünf Korps.

Die arabischen und ostanatolischen Korps waren von dem militärischen Aufschwung kaum berührt worden. Besonders hatte alles, was an materiellen Mitteln zur Verfügung stand, den an den Brennpunkten

der Landesverteidigung stehenden Korps zugeführt werden müssen. Überall gleichmäßig und gleichzeitig mit bessernder Hand einzugreifen, dazu fehlten auch geeignete Persönlichkeiten. Für solche Aufgabe hätte die deutsche Militärmission um ein vielfaches stärker sein müssen.

Ohne weiteres aber leuchtet ein, daß die Möglichkeit, die geschilderten Zustände zu beheben, davon abhing, ob Deutsche und Türken verständnisvoll einander fanden. Reibungen konnten natürlich nicht ausbleiben, und sie sind auch nicht ausgeblieben. Der Erfolg aber, für den der nun zu schildernde Kampf allzu beredtes Zeugnis ablegt, war möglich, weil eine große Anzahl türkischer Offiziere aus innerer Überzeugung die gegebenen deutschen Anregungen aufnahmen und sich mühte, sie unter Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit durchzuführen. Vor allem aber trug die Arbeit Frucht, weil in der kraftvollen, organisatorisch stark veranlagten Persönlichkeit von Enver Pascha ein Türke mithalf, der kraft der Autorität seiner Stellung und mit dem seinen Namen umgebenden Nimbus die Wege ebnete, sei es, daß er überzeugte, sei es, daß er Widerspruch und Widerstand erstickte, wo sie sich entgegenstellen wollten. Sein vorwärtsdrängender Feuergeist und seine rücksichtslose Energie fanden sich mit der gewissenhaften und zielsicheren Tätigkeit der deutschen Militärmission, in erster Linie mit den Fähigkeiten ihres hochbegabten Führers Liman v. Sanders, auf einer gemeinsamen Linie zusammen.

Der türkische Aufmarschplan für das Mobilmachungsjahr 1914/1915 rechnete mit Griechenland und Bulgarien als westlichem, mit Rußland als östlichem Gegner. Im Falle eines allgemeinen europäischen Krieges wurde ein Zweifrontenkrieg für wahrscheinlich gehalten. Der Grundgedanke des Aufmarsches war strategische Verteidigung bei unbedingtem Schutz der Reichshauptstadt. Ein Angriffskrieg wurde im Hinblick auf den Zustand des Heerwesens und die Unmöglichkeit einer schnellen Mobilmachung für undurchführbar gehalten. In der Behauptung Konstantinopels wurde die entscheidende Kriegshandlung gesehen, der alle anderen Gesichtspunkte unterzuordnen waren. Der Aufmarsch sah daher die Vereinigung aller verfügbaren Kräfte um Konstantinopel

und das Marmara-Meer herum unter Preisgabe wertvoller Grenzgebiete vor. Die Frage, ob dieser Plan in seinem Grundgedanken nicht zu weit gegangen war, und ob die mit Sicherheit zu erwartenden politischen und militärischen Nachteile — die völlige Entäußerung des asiatischen Besitzstandes — den erhofften Gewinn nicht weit überwogen hätten, fand durch die tatsächliche Entwicklung keine Beantwortung. Die politische Lage zu Anfang August 1914 warf jedenfalls alle diese Vorarbeiten über den Haufen. Am 1. bzw. 2. August wurden sie für ungültig erklärt und den Grenzkorps sowohl in Thrazien wie in Ostanatolien gleichzeitig mit dem Befehl zur Mobilmachung die Weisung verstärkter Grenzsicherung erteilt.

Selten sah in der Geschichte eine an der Aufrichtung eines Volkes getane Arbeit so bald sich einer Prüfung gegenüber. Und wenn, wie sich zeigen wird, die Kämpfe des Jahres 1915 um die Dardanellen eines der schönsten Ruhmesblätter der türkischen Geschichte wurden, so liegt darin ohne weitere Darlegung der Beweis des Erfolges der gemeinsamen, deutsch-türkischen Arbeit. Wir Deutsche haben aber nicht aus diesem Grund allein ein Anrecht, auf die Waffentaten unserer damaligen Verbündeten stolz zu sein, wir reihen das Ringen um die Dardanellen auch in den Kranz unserer eigenen großen Kriegsvorgangenhait, weil auch unseres Landes Söhne dort unten gekämpft und geblutet haben. Wohl war an den Dardanellen selber die Zahl klein, aber bedeutend war der Einfluß dieser Deutschen.

Die zur Verteidigung der Dardanellen gegen einen Landangriff bestimmte türkische Armee stand unter dem Befehl eines deutschen Generals. Die türkische Flotte, die verschiedentlich bei der Verteidigung der Meerengen mitwirkte, hatte einen deutschen Flottenchef. Und die Befestigungen sowohl des Bosphorus wie der Dardanellen waren einem deutschen Admiral unterstellt. Es gab keinen höheren türkischen Stab, in dem nicht deutsche Offiziere, kein Küstenwerk, wo nicht wenigstens einige deutsche Mannschaften vorhanden waren. Glänzend haben sich auch hier überall der Wert der deutschen Führung, deutsche Organisation, Technik und Ausbildung bewährt.

Mit dem Deutschen hat der Türke treue Kameradschaft bis zuletzt gehalten. An Opferwilligkeit und Pflichttreue, an Tapferkeit und Entsagung haben türkische Offiziere und Soldaten, miteinander wetteifernd, sich den besten Armeen der Welt ebenbürtig gezeigt, was wegen der Lückenhaftigkeit der staatlichen Organisation ganz besonders betont zu werden verdient. Wenn es nun auch in erster Linie der Zweck der nachfolgenden Schlachtendarstellung ist, den auf jenen fernen Posten tätig gewesenen deutschen Offizieren und Mannschaften ein Denkmal zu setzen, so wird dadurch der Ruhm unserer treuen, osmanischen Kampfgenossen nicht geschmälert.

Die Bedeutung der Dardanellen.

Die Dardanellen haben, entsprechend ihrer Bedeutung als eine der wichtigsten Verkehrsstraßen der Erde, von jeher im Brennpunkte der Weltgeschichte und neuerdings auch der Weltpolitik gestanden. Als einziger natürlicher Zugang vom Mittelmeer zum Schwarzen-Meer-Becken waren sie und in ihrer Verlängerung der Bosphorus schon immer eine der wichtigsten Verkehrsstraßen der Welt. Durch Dardanellen und Bosphorus strömte die ganze Ein- und Ausfuhr Südrusslands, des wichtigsten Wirtschaftsgebietes eines Hundertmillionenreiches. Eine Unterbindung dieser Verkehrsader durch eine im türkischen Belieben liegende Sperrung der Dardanellen bedeutete Lähmung, ja Abdrosselung der russischen Wirtschaft. Es war daher schon aus wirtschaftlichen Gründen verständlich, daß Rußland die Herrschaft über Bosphorus und Dardanellen erstrebte. Darüber hinaus aber mußte dem Zaren als Beherrscher der Meerengen Kleinasien zu Füßen liegen, wie er dann auch die Balkanvölker völlig beherrschte und direkt in die Lebensader Englands im Mittelmeer eingriff.

Der Weltkrieg rückte diese Bedeutung der Dardanellen in das hellste Licht. Die für den regelmäßigen Blutkreislauf des russischen Wirtschaftskörpers so nötige Weltverkehrsader wurde jetzt zu einer Etappenstraße ersten Ranges. Sie bedeutete die einzige sichere und leistungsfähige Verbindung zwischen der West- und Ostgruppe unserer Feinde, da die russischen Ostseehäfen durch die deutsche Flotte gesperrt waren, und die Verbindungen über Wladiwostok, Archangelst und Narwik

wegen der weiten Entfernung und der mangelnden Eisfreiheit dieser Hafenplätze unzureichend und unzuverlässig blieben. Die Sperrung der Dardanellen durch die Türkei im September 1914 bedeutete deshalb für die russische Kriegführung einen ganz besonders schweren Schlag, dessen Wirkungen im weiteren Verlaufe des Krieges immer unerträglich wurden. Die Produktion der russischen Industrie an Kriegsbedürfnissen vermochte bekanntlich mit dem Verbrauch nicht Schritt zu halten. Je länger der Krieg dauerte, um so ärger wurde das Mißverhältnis zwischen Erzeugung und Verbrauch. Entschlußkraft der Führung und Angriffsgeist der Truppe wurden nur allzu offenkundig hierdurch ungünstig beeinflusst. Wohl waren die russischen Verbündeten, schon im eigensten Interesse, bereit und in der Lage, ausreichend Kriegsgerät an Rußland zu liefern. Es fehlte aber die Möglichkeit, dieses Material schnell und in ausreichenden Mengen den Russen zuzuführen. So wurde die Abschnürung der Zufuhr durch die Meerengen einer der wesentlichsten Gründe für die allmähliche aber sichere Erwürgung des russischen Kolosses.

Bedeutete die Sperrung der Dardanellen somit eine tödliche Wunde für Rußland, so gestaltete sich ihre Behauptung gleichzeitig zu einer Lebensfrage für die Türkei. Die Meerengen bildeten gewissermaßen das Eingangstor für die am Marmara-Meer weit ausgedehnt liegende Hauptstadt Konstantinopel. Dieses Tor mußte auf jeden Fall geschlossen bleiben; denn in der Hauptstadt liefen, über Bosporus und Marmara-Meer hinweg, alle Lebensnerven des großen Reiches zusammen. Eine türkische Kriegführung war ohne diese Basis auf längere Zeit unmöglich. Gewiß, Regierung und Behörden ließen sich verlegen, nicht aber die fast ausschließlich in Konstantinopel liegenden Betriebe der Heeresversorgung. Keine Stadt Kleinasiens wäre in der Lage gewesen, einen auch nur kleinen Teil dieser Aufgaben der Hauptstadt zu übernehmen. Ohne Zufuhr aus Konstantinopel mußte die Widerstandskraft an den türkischen Fronten in kurzer Zeit erlahmen. Von der Behauptung der Meerengen hingen somit in erster Linie die Widerstandsdauer und Widerstandskraft der Türkei ab. Demnach handelte es sich bei dem Kampfe um die Dardanellen für die Türken ums Leben oder Sterben.

Diese strategische Bedeutung der Dardanellen machte die dortigen

Kämpfe zu einem weltgeschichtlichen Geschehen. Nicht nur der Kampf an den Dardanellen an sich, sondern sein politischer und militärischer Hintergrund lenkte die Augen der ganzen Welt auf diesen begrenzten Operationsraum. Jede Veränderung der militärischen Lage an den Meerengen übte die entsprechenden politischen Rückwirkungen aus und war besonders für die Einstellung der neutralen Balkanstaaten von entscheidender Bedeutung. Doch es ist hier nicht der Ort, eine politische Geschichte des Dardanellenfeldzuges zu schreiben; hier genüge der Hinweis, daß, wenn nach dem Fall der Dardanellen die Entente in der ersten Hälfte 1915 vor Konstantinopel gestanden hätte, Bulgarien für uns verloren gewesen wäre und voraussichtlich schon 1915 der ganze Balkan, einschließlich Rumäniens, sich gegen Österreich-Ungarn in Bewegung gesetzt hätte.

Die Befestigung der Dardanellen.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß das Schwarze Meer mit dem Mittelländischen Meer durch die Einschnürungen des Bosporus und der Dardanellen und durch das sich zwischen die beiden Meerengen einschiebende Marmara-Meer in Verbindung steht. Der Bosporus ist 32 km lang und wechselt in seiner Breite zwischen 660 m und 3,3 km. Drei Befestigungslinien schützen die an seinem Südenende liegende Hauptstadt vor einem Flottenangriff aus dem Schwarzen Meer. Die Dardanellen haben eine Länge von 70 km. Schon das Bild der Karte zeigt, daß die eigentliche Einschnürung der Seestraße etwa in der Mitte liegt. Ein breiter Arm von 35 km Länge, genannt die inneren Dardanellen, führt vom Marmara-Meer bis zur Verengung in Höhe von Nagara-Kilia. Hier beginnt die eigentliche Meerenge; der Abstand der beiden Ufer beträgt nur 1400 m. Durch die Einbuchtung von Maidos verbreitert sich dann die Wasserstraße wieder etwas; sehr bald, nach 8 km, tritt aber durch das Vorspringen der europäischen Uferlinie eine abermalige Zusammenpressung der Wasserfläche ein, die zwischen Kilid Bahr und Tschanak ihre größte Verengung auf 1300 m erfährt. Die durch die geringe Breite der Wasserstraße für die Schifffahrt entstehenden Schwierigkeiten werden noch dadurch vergrößert, daß die Meerengen eine starke Störmung vom Schwarzen zum Ägäischen Meer aufweisen und durch das Vorspringen des asiatischen Ufers bei Nagara die Fahrstraße in zwei scharfe Winkel gebrochen wird. Schon im Frieden mußten dort die Schiffe einen Lotsen an Bord nehmen. Südwestlich der eben ge-

Tafel 4.



Büffel-Kolonne.



Kamel-Kolonne.



Tragetier-Kolonne.



Ochsen-Karren.

schilberten Enge tritt eine neue Verbreiterung bis zu 7,5 km ein; dieser Teil, die äußeren Dardanellen, hat eine Länge von 25 km. Beim Austritt in das Ägäische Meer nähern sich abermals die beiden Ufer auf 3,5 km, so daß der Eindruck eines geschlossenen Bassins mit einem schmalen Eingang und einem gegenüberliegenden etwas breiteren Ausgang entsteht. Das asiatische Ufer der Dardanellen in großformiges Bergland, seine beträchtlichen Höhenzüge sind durch breite, teilweise sumpfige Flußniederungen voneinander getrennt. Die bedeutendsten Abschnitte bilden der bei Kumsale in die Dardanellen einmündende Menderes, in dessen Nähe auch das sagenumwobene Troja liegt. Weiter wäre zu nennen der Abschnitt des Rodja Tschai, der bei Tschanat mündet.

Das europäische Ufer weist einen anderen Charakter auf. Hier handelt es sich nicht um ein breites, sich in fast unermessliche Ausdehnung verlierendes Festland, sondern um eine meerumspülte, schmale Halbinsel, die den Namen der am östlichen Dardanellen-Eingang gelegenen Stadt Gallipoli trägt. Nördlich davon greift das Ägäische Meer mit dem Golf von Saros tief in das europäische Festland hinein und läßt nur einen schmalen Landstreifen von 90 km Länge Platz. Die Halbinsel Gallipoli hat gleich da, wo sie vom thrasischen Festland sich absetzt, ihre schmalste Stelle von nur 5,5 km Breite bei Bulair, dehnt sich dann bis auf 20 km, um sich zwischen Kaba Tepe und Maidos abermals auf 8 km zu verengen. Nach erneuter geringfügiger Verbreiterung läuft die Halbinsel allmählich in die schmale Landzunge bei Sedd ul Bahr aus. Das Innere der Halbinsel ist mit Höhenzügen angefüllt, deren absolute Höhe sich nur wenig über 300 m erhebt, deren Form aber besonders im mittleren Teil nördlich Maidos, außerordentlich schroff sind. Der Höhenzug des Sari Bair weist in seinen zum Ägäischen Meer abfallenden Hängen geradezu Gebirgscharakter auf. Die Südspitze der Halbinsel wird von dem kegelförmigen Eltschi Tepe beherrscht, im nördlichen Teil bei Bulair überwiegt das Hügelland. Die Schmalheit der Halbinsel bringt es mit sich, daß von den höchsten Erhebungen sowohl die Wasserflächen des Ägäischen Meeres wie die der Dardanellen übersehen werden können. Die Halbinsel durchziehen, vom Meer nach den Dardanellen streichend, einige Senken, aber auch ihnen sind seewärts flache Höhenzüge vorgelagert; eine Niederung führt von Kaba Tepe nach Maidos, eine andere weiter nördlich vom

Kiresch Tepe in Richtung auf Akbasch. Vor dem westlichen Eingang der Dardanellen liegen einige Inseln, die bei den Operationen eine große Rolle gespielt haben. Dem asiatischen Ufer ist Tenedos, dem europäischen Ufer Imbros vorgelagert, welch' letzteres in der Kephalus-Bucht einen leidlich guten Hafen besitzt. Weiter westlich, 60 km vom Dardanellen-Eingang entfernt, liegt Lemnos. Sein Hafen von Mudros wurde eine vorzügliche Operationsbasis für die Engländer.

Die Dardanellen waren schon von altersher befestigt, doch hatte der Ausbau der Werke mit den Fortschritten der Technik nicht Schritt gehalten. Der Schwerpunkt lag in der Verteidigung der Meerengen gegen einen Flottenangriff. Es handelte sich also in der Hauptsache auf beiden Dardanellenufern um Küstenbatterien und Küstenforts, deren Feuerwirkung nur in Richtung auf das Ägäische Meer ging. Eine durch die Sperre durchgebrochene Flotte konnte die Werke von rückwärts beschießen, gegen einen Landangriff vollends waren diese Verteidigungsanlagen so gut wie wehrlos. Landbefestigungen zur Abwehr von Landangriffen gab es nur bei Bulair. Drei Forts und eine Anzahl von Zwischenwerken sollten an dieser schmalsten Stelle die Halbinsel gegen einen Angriff von Osten abriegeln. Die Werke, wie die in ihnen befindlichen Geschütze, waren veraltet; immerhin war vor ihnen der bulgarische Angriff Sommer 1912 zum Stehen gekommen. Sonstige Befestigungsanlagen an den Küsten gegen feindliche Landungen waren nicht vorhanden.

Die Meerengenbefestigungen bestanden aus zwei Gruppen. Eine vorgeschobene Gruppe krönte in wahren Sinne des Wortes den Dardanelleneingang am Ägäischen Meer, je zwei Batterien auf asiatischer Seite bei Kum Kale und auf dem europäischen Ufer bei Sedd ul Bahr. Mit ihren hohen Aufzügen boten die Erdwerke weithin sichtbare Ziele; sie enthielten 20 Geschütze der verschiedensten Kaliber vom 15 bis zum 28 cm, alte Modelle ohne Schnellfeuer-Vorrichtung und mit geringer Schußweite, abgesehen von vier Geschützen mit 14 800 m Reichweite. Die Hauptbefestigungsanlagen, der Einsicht und Einwirkung vom Ägäischen Meer entzogen, gruppieren sich in der schon von der Natur geschaffenen Sperre im Raume Tschanak—Kilid Bahr—Kilia—Nagara. Nur nach Kap Kephes, halbwegs Tschanak und Erenköy, war eine mittlere Batterie

vorgeschoben. Alles in allem standen rund 80 Geschütze der verschiedensten Arten und nur darin übereinstimmend, daß sie den modernen Anforderungen an ein Küstengeschütz in keiner Weise entsprachen, in zehn Forts und Batterien. Die Geschützausstattung glich daher mehr einem Arsenal alter und ältester Modelle; nur fünf Geschütze von 35,5 cm Kaliber mit einer Schußweite von fast 17 000 m konnten als leidlich vollwertig gelten. Auch der fortifikatorische Ausbau ließ viel zu wünschen übrig; die in der Mehrzahl nach dem Russisch-Türkischen Krieg 1877/78 entstandenen Anlagen waren entweder gemauert oder in Erde aufgeführt; die Batterien waren alle offen, es gab weder Panzerschutz noch Beton. Dazu war die Munitionsausstattung besonders für die schweren Kaliber sehr gering; sie reichte nur für wenige Kampftage.

Es war für den Admiral v. U s e d o m, dem im September 1914 die Meerengenbefestigungen unterstellt worden waren, also keine leichte Aufgabe, mit diesen wenigen und geringwertigen Kampfmitteln eine kraftvolle Verteidigung vorzubereiten. Unterstützt durch seinen Stabschef, Korvettenkapitän v. J a n s o n und den rührigen Obersten D j e v a d B e y, den Kommandanten der Dardanellen, sowie durch Vizeadmiral z. D. M e r t e n, den Delegierten des türkischen großen Hauptquartiers in Tschanaak, zugleich Wasserbefehlshaber, gelang das Werk in verhältnismäßig kurzer Zeit. Der größte Teil der deutschen Offiziere und Mannschaften, die im Sommer 1914 der Flotte und den Matrosen-Artillerie-Abteilungen entnommen und nach Konstantinopel in Marsch gesetzt worden waren, wurde auf die Meerengenwerke verteilt. Korvettenkapitän B o s s i d l o übernahm den Befehl über das Fort Hamidié mit seinen 35,5 cm-Rohren. Andere deutsche Offiziere und Mannschaften arbeiteten im besten Einvernehmen mit den Türken in den auf europäischer Seite gelegenen Forts und Batterien. Rund 170 Deutsche standen (Frühjahr 1915) im Dienst der Meerengenverteidigung. Da keine Zeit und Gelegenheit vorhanden war, neues vollwertiges Material in nennenswerter Menge*) aus Deutschland zu beziehen, mußte man sich mit dem begnügen, was vorhanden oder noch aus Konstantinopel heran-

*) Nur 19 Waggon mit Minen und anderem Kriegsgerät trafen Mitte September 1914 in Konstantinopel ein.

zuschaffen war, und versuchen, dieses zur vollen Höhe seiner Leistungsfähigkeit zu bringen. Ein neuer, frischer Zug kam in die Ausbildung; vor allen Dingen wurde ihre praktische Seite, die bisher vernachlässigt worden war, gefördert. Schießübungen, Alarmierungen, Übungen im Nachrichten- und rückwärtigen Dienst wechselten in bunter Folge. Neuzeitliche Richt- und Nachrichtenmittel der verschiedensten Art, mühsam durch Bulgarien und Rumänien geschmuggelt, ergänzten und ersetzten die unzureichenden Bestände. Der Artilleriepark wurde durch Abgaben der Flotte und durch Zuweisung von zahlreichen Haubit- und Mörser-Batterien — darunter das schwere Feldhaubit-Regiment Nr. 8 unter Befehl des Oberstleutnants *W e h r l e* und das schwere Haubit-Bataillon unter Hauptmann *W i l h e l m i* — verstärkt. Zur Erhöhung der artilleristischen Feuerkraft wurde eine Torpedo-Batterie bei Rilid Bahr eingebaut. Besondere Sorgfalt wurde den weiteren Unterseewaffen zugewendet, für die in der Person des Torpedo-Korvettenkapitäns a. D. *G e h l* ein Sachverständiger verfügbar war. Zehn Minentreffen mit etwa 350 Minen wurden gelegt, das Minenfeld nachts durch Scheinwerfer beleuchtet und durch leichte Schnellfeuer-Batterien bestrichen. Ferner wurde eine Ubootsnehsperre bei Nagara in Angriff genommen. Auf fortifikatorischem Gebiete suchte man die Werke der Geländegestaltung anzupassen und allzu sichtbare Befestigungsformen einzuebnen. Hier war es der Pionieroberst *W e b e r*, der seine reiche Erfahrung in den Dienst der Sache stellte. Mangels betonierter Schutzräume suchte man die feindliche Geschosswirkung durch in der Erde aufgeführte Zwischenwände und durch ein ganzes Grabensystem örtlich einzuengen. Um die feindliche Aufmerksamkeit zu zersplittern, wurden im Gelände Scheinanlagen in großem Umfange aufgeworfen.

Volle Entfaltung der Kampfkraft der Meerengenbefestigungen bedingte die planmäßige Zusammenfassung der verschiedenen Waffen. Dies war bis ins einzelne durch Weisungen des Oberkommandos sichergestellt. Die Verteidigung gegen einen großen Flottenangriff fiel ausschließlich der Hauptbefestigungsgruppe bei Tschanal zu, da an den Außenforts doch nichts zu retten war. Entsprechend den deutschen taktischen Anschauungen versuchte Admiral v. *U s e d o m*, auch auch an den Dardanellen sich von einer rein passiven Verteidigung freizumachen. Das an-

greifende Moment stellten gewissermaßen die schweren Feldhaubitzen-Batterien unter Leitung des Oberstleutnants Wehrle dar, die, auf beide Ufer verteilt, in häufigem Stellungswechsel etwa in die äußeren Dardanellen eingedrungene Kriegsschiffe zu einem dauernden Stellungswechsel zwingen sollten, um damit deren Feuerwirkung gegen die permanenten Verteidigungsanlagen zu beeinträchtigen. Letztere, soweit mit weittragenden Kalibern bestückt, hatten den eigentlichen Artilleriekampf zu tragen, die feindlichen Schiffe möglichst weitab von ihren Zielen zu halten und sie so zu beschäftigen, daß sie sich nicht gegen die weniger kampfkraftigen Verteidigungsanlagen wenden konnten. Aufgabe der Minenfelder war es, einen Durchbruch feindlicher Schiffe zu verhindern, Aufgabe der leichten Batterien hinwiederum, das Minenfeld mit Unterstützung der Scheinwerfer vor den Minensuchern zu schützen. Auch an die schnelle Zuführung der Munition und ihre möglichst gesicherte Lagerung wurde gedacht; eine Vermehrung der knappen Munitionsbestände kam nicht in Betracht, da die Rüstungsbetriebe in Konstantinopel nicht auf schwere Geschosfabrikation eingestellt waren und deutsche Munition für die Türkei von Rumänien nicht mehr durchgelassen wurde. Deshalb ordnete Admiral v. Uje-dom in zielbewußter Konzentration auf der entscheidenden Stelle die Abgabe der gesamten weittragenden schweren Brisanzgranaten der Festung Bosporus trotz der drohenden russischen Angriffe an die Festung Tschanakk. Ein kühner Entschluß, der sich auf eine richtige, aus russischer Kriegserfahrung gewonnene Beurteilung stützte. Die Vorbereitungen waren aber damit noch nicht zu Ende. Es mußte auch für den Fall Vorsorge getroffen werden, daß in Verbindung mit den Flottenoperationen kleine Landungen zur vollen Zerstörung der Forts erfolgten, und die feindliche Flotte oder wenigstens Teile derselben nach dem Marmara-Meer durchbrachen. In letzterem Falle sollte die türkische Flotte in Aktion treten, die seit dem 10. August in der „Göben“ über einen erstklassigen Panzerkreuzer von 23 000 t Wasserverdrängung mit schwerer Artillerie verfügte*). Um Landungen

*) Die deutsche Mittelmeer-Division, der Panzerkreuzer „Goeben“ und der kleine Kreuzer „Breslau“, waren auf Antrag der türkischen Regierung nach Konstantinopel beordert, liefen am 10. August in die Dardanellen ein und wurden als „Sultan Selim Sawus“ und „Midilli“ in die türkische Flotte eingereiht.

kleinen Stils jederzeit entgentreten zu können, wurden Kräfte vom III. Armeekorps*) bei Tschanaß bereitgehalten. So war wohl alles vorbedacht und vorbereitet, was im Falle eines feindlichen Flottenangriffs an Gegenwirkung eingesetzt werden konnte, und mit einer gewissen Ruhe sah der Verteidiger der Dardanellen den kommenden Ereignissen entgegen.

Die Frage, die ihn am meisten beschäftigte, war, in welcher Form sich der Flottenangriff abwickeln würde. Zwei Angriffsverfahren waren in Betracht zu ziehen: der gewaltsame Durchbruch und ein planmäßiges, schrittweises Vordringen mit Niederkämpfen der einzelnen Verteidigungsanlagen. Der Durchbruch bot dem Gegner den Vorteil der Überraschung und der Schnelligkeit. Der Verteidiger mußte darauf gefaßt sein, mit Tagesanbruch die feindliche Flotte in mehreren Schlachtgliedern hintereinander in die Dardanellen eindringen und in schnellster Fahrt sich dem eigentlichen Festungsbereich bei Tschanaß nähern zu sehen. War dem Feinde das Glück hold, so konnte es ihm trotz aller Aufmerksamkeit auf seiten des Verteidigers vielleicht gelingen, sich nahe an die Küstenwerke heranzuschieben, bevor diese zur vollen Gegenwirkung gekommen waren, und auf kurze Entfernung seine artilleristische Überlegenheit gegen diese zur Geltung zu bringen. Gleichzeitig mit dem beginnenden Artilleriekampf und vielleicht sogar etwas früher würde dann ein anderes Geschwader unter Vortritt von kleinen Fahrzeugen und Minenzerstörern unter Volldampf und Rauchschleiern auf das Minenfeld zufahren und dieses ohne Rücksicht auf Verluste zu überrennen suchen. Gelang dies Manöver, so würden die durch das Verteidigungssystem durchgebrochenen Kriegsschiffe wahrscheinlich von den inneren Dardanellen aus die Forts in den Rücken fassen. Das Niederkämpfen der von vorn und rückwärts auf nahe Entfernung unter Feuer genommenen Werke blieb dann wohl nur eine Frage kurzer Zeit. War der Widerstand des Verteidigers gebrochen und die Minensperre beseitigt, so stand dem nichts mehr im Wege, daß nunmehr die Gesamtheit der Flotte die Marschrichtung auf Konstantinopel nahm und die stark unterlegene türkische Flotte zu einem für die letztere aussichtslosen Kampf im Marmara-Meer

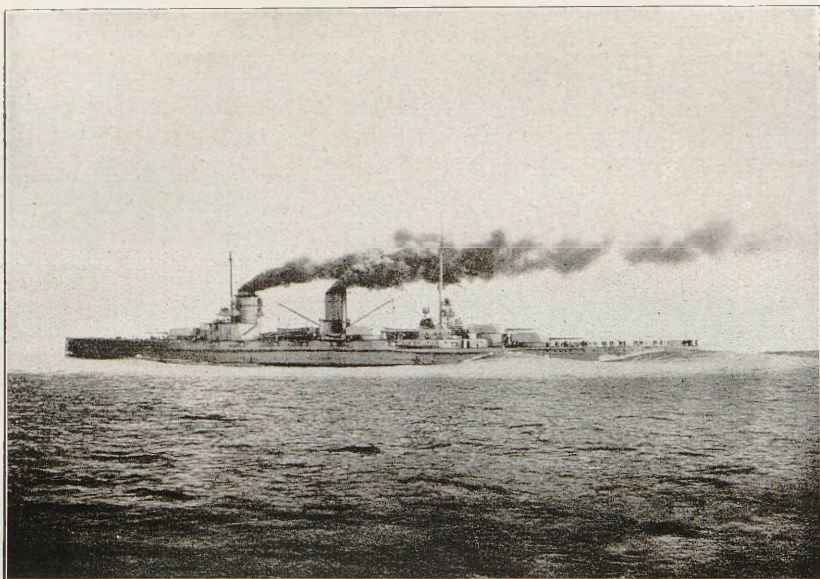
*) Das III. Armeekorps hatte den Küstenschutz der Dardanellen übernommen.

zwang. In wenigen Stunden oder Tagen konnte diese Aktion, falls vom Glück begünstigt, zu Ende geführt sein.

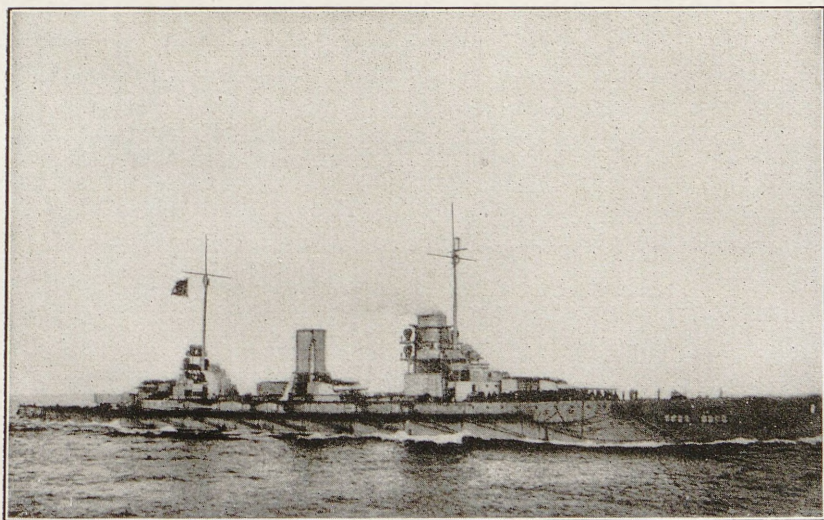
So etwa mußte sich der Verteidiger vom Standpunkt des Angreifers einen Durchbruch durch die Meerengen vorstellen; er hatte zweifellos manches Bestechende für sich, aber er kostete voraussichtlich auch viel. Ob und wieviel Schiffe die inneren Dardanellen erreichen würden, entzog sich jeder Berechnung; fest stand nur, daß bei diesem Durchbruch durch ein Minenfeld von zehn Linien viele Schiffe verloren gehen würden. Würde der Feind diesen hohen Einsatz wagen? Weniger kühn, aber auch weniger verlustreich war zweifellos der planmäßige Angriff. Hierbei mußte der Angreifer allerdings auf den Vorteil der Überraschung verzichten und in Kauf nehmen, daß dem Verteidiger genügende Zeit zur Gegenwehr blieb. Dadurch, daß sich der Angriff auf einen längeren Zeitraum ausdehnte, ergab sich für den Verteidiger die Möglichkeit, die Verteidigung dem Angriff anzupassen, eigene Schwächen abzustellen und Blößen des Angreifers auszunutzen. Der planmäßige Angriff lief also auf eine vielleicht nur langsam einsetzende, aber bei der materiellen Überlegenheit auf seiten des Angreifers wohl mit Bestimmtheit zu erhoffende Erschöpfung und Zermürbung der türkischen Widerstandskraft hinaus. Auch wie der planmäßige Angriff sich abwickeln würde, konnte sich der taktisch geschulte Verteidiger zurechtlegen: dem eigentlichen Angriff hatte das Niederkämpfen der Werke am Dardanellen-Eingang vorauszugehen, da sonst der Feind nicht an das eigentliche Angriffsziel bei Tschanal herankommen konnte. Der Gegner mußte sich dann seine Angriffsposition in den äußeren Dardanellen einrichten; dies bedingte, etwa dort vorhandene Minenfelder aufzunehmen und die vorgeschobenen Batterien bei Kap Kephes zum Schweigen zu bringen. Erst nach diesen beiden vorbereitenden Operationen konnte der Hauptangriff gegen das Widerstandszentrum bei Tschanal angelegt werden. Gelang er, so mußte die Besetzung der die Wasserstraße beherrschenden Höhen durch bereitgehaltene Landungstruppen sofort vorgenommen werden.

Englische Erwägungen und Entschlüsse.

So lebte der Verteidiger der Dardanellen nur in Voraussicht des kommenden Flottenangriffs. War dies berechtigt, bestanden triftige Gründe für die Annahme, daß die englisch-französische Flotte einen Schlag gegen die Meerengen führen würde? Ein kurzer Abstecher in das politische Gebiet ist unerlässlich. Eine im Kriegszustand mit England befindliche Türkei war eine dauernde Drohung für die britische Stellung im nahen Orient. Unweit der türkischen Palästina-grenze, nur durch die Sinaiwüste von ihr getrennt, lag der Suez-Kanal, die Schlagader des englischen Imperiums, lag Ägypten, der Hauptpfeiler in der Länderbrücke zwischen dem Mutterland und seinem Kolonialbesitz am Indischen Ozean. Gingen Suez-Kanal und Ägypten an die Türkei verloren, so schwankte das englische Weltreich in seinen Fugen. Die Türkei war ferner die führende Macht des Islams; als geistliches Oberhaupt, als Kalif genoß der türkische Sultan in der ganzen Welt des Islams Verehrung; von Konstantinopel ausgegebene Losungen waren überall da, wo Gläubige zusammentamen, einer gewissen Beachtung sicher. England war hinwiederum die volkreichste mohammedanische Macht; allein in Indien lebten 70 Millionen Anhänger des Propheten. Die von Konstantinopel betriebene Revolutionierung der mohammedanischen Welt konnte sich also zu einer tödlichen Gefahr für das Imperium auswachsen; alle verfügbaren Kräfte mußten unter Umständen gerade dann zur Stützung des Kolonialbesitzes verwandt werden, wenn der Hauptkriegsschauplatz in Frankreich den ganzen Einsatz forderte. Seit dem Kriegs-



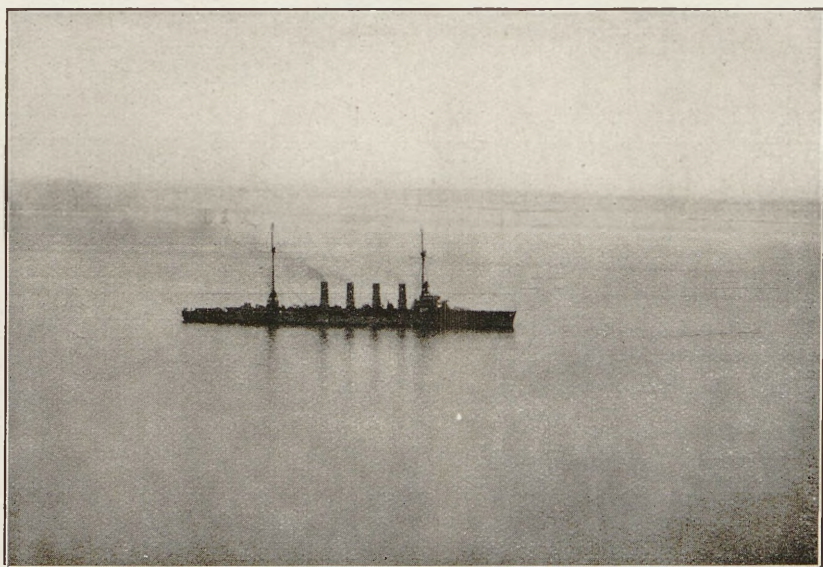
S.M.S. Goeben (später „Sultan Selim Javus“).



„Sultan Selim Javus“ (S.M.S. Goeben).



S.M.S. Breslau (später „Midilli“).



„Midilli“ (S.M.S. Breslau).

ausbruch Anfang August 1914 hatte daher die englische Politik die größten Anstrengungen gemacht, die Türkei im Zustande der Neutralität und damit die Ruhe im nahen Orient aufrechtzuerhalten. Als im Laufe der Herbstmonate immer sichtbarer in Erscheinung trat, daß die Türkei sich für Deutschland entschieden hatte und Ende Oktober an der Seite der Mittelmächte in den Krieg trat, war es das Bemühen der englischen Staatskunst, die Türkei unschädlich zu machen. In schon oft bewährter Pragis wurde zunächst der Versuch gemacht, neue Verbündete auf dem Balkan zu gewinnen und durch diese die Türkei in Schach zu halten. Dieser Versuch mißlang sowohl mit Bulgarien als auch — trotz aussichtsreicher Ansätze — bei Griechenland. Es blieb daher für England nichts anderes übrig, als selbst eine militärische Aktion gegen die Türkei in Aussicht zu nehmen. Die wirkungsvollste Stoßrichtung war aus schon angeführten Gründen die gegen das türkische Kraftzentrum, Konstantinopel. Der Weg dorthin führte über die Dardanellen. So entstand der Feldzugsplan gegen die Dardanellen, nicht — das sei ausdrücklich hervorgehoben — als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck. Das strategische Ziel des Dardanellenfeldzuges auf englischer Seite war und blieb Konstantinopel.

Der Feldzugsplan unterlag in seinem operativen Grundgedanken mancherlei Schwankungen. Der darüber liegende Schleier ist durch Veröffentlichungen in den letzten Jahren aus englischer Feder gelüftet; die Ursachen seiner verschiedentlichen Abwandlung sind zu interessant, als daß sie hier nicht kurz umrissen werden müßten. Schon in der Vorkriegszeit hatte man sich auf englischer Seite mit dem Plan eines Angriffs auf die Dardanellen beschäftigt. Eine Denkschrift des britischen Generalstabes von 1906 kam zu der Schlußfolgerung, daß ein großer, ohne militärische Unterstützung unternommener Flottenangriff sehr gewagt sei, und daß eine kombinierte Land- und Flottenoperation eine äußerst schwierige Aufgabe darstelle. Trotz dieser wenig ermutigenden Beurteilung wurde der Gedanke im Herbst 1914 von dem ersten Lord der Admiralität, W. S. Churchill, wieder aufgenommen. Anlaß dazu gaben ihm die mehrfachen Neutralitätsverstöße der Türkei, die in ihm die Überzeugung be-

festigten, daß die Türkei in einen Krieg mit der Entente hineintreibe, und das Angebot griechischer Waffenhilfe. Er wünschte den Türken zuvorzukommen und durch einen Handstreich auf die Halbinsel Gallipoli die Türkei lahmzulegen. Zu diesem Zweck wandte er sich an den in griechischen Diensten stehenden englischen Admiral K e r r und beauftragte ihn, die Überführung griechischer Truppen nach Gallipoli mit dem griechischen Generalstab zu erörtern. Die Angelegenheit verlief im Sande, da Sir G r e y, der Leiter der englischen Außenpolitik, alles zu vermeiden wünschte, was den Kriegseintritt der Türkei zu beschleunigen geeignet war.

Ende November 1914 griff C h u r c h i l l abermals das Dardanellenproblem auf. Die Türkei war mittlerweile in den Krieg getreten und bedrohte den Suezkanal und Ägypten. Der beste Schutz dieser beiden Perlen in der Krone des englischen Kolonialbesitzes war nicht der Ausbau einer Widerstandslinie am östlichen Kanalufer, sondern, wie mehrfach erwähnt, der Vorstoß auf Konstantinopel. Aber noch eine andere Erwägung bestimmte den Staatsmann, sich erneut für dies Problem zu erwärmen. Der Krieg hatte sowohl auf dem französischen als auch auf dem russischen Kriegsschauplatz zu einem Abbringen gleich starker Kräfte geführt. Mit der allmählichen Erstarrung der Fronten und dem Übergang zum Grabenkrieg rückte eine schnelle Kriegsentscheidung in weite Ferne. Nur neue Verbündete mit starken militärischen Machtmitteln und neuen und günstigen strategischen Ausgangsstellungen konnten eine entscheidende Wendung herbeiführen. C h u r c h i l l s Blick fiel auf den Balkan; beides war hier erfüllt. Gelang es, Rumänien und Bulgarien und vielleicht auch Griechenland zu gewinnen, so bedeutete dies einen Kraftzuwachs von einer Million Streitern an der offenen Südgrenze Österreich-Ungarns. Diese Staaten zu gewinnen, gab es kein wirkungsvolleres Mittel, als nach Konstantinopel vorzudringen; wenn die neutralen Balkanstaaten sich noch nicht einer der kriegführenden Parteien angeschlossen hatten, so war es nur die Ungewißheit, in wem sie den voraussichtlichen Sieger zu sehen hätten. Lag die englische Flotte vor Konstantinopel und hatte sie die Verbindung mit Rußland hergestellt, so konnte Bulgarien nicht mehr daran denken, mit den Mittelmächten zu gehen. Um nicht zu spät zu kommen und beim Friedensschluß leer aus-

zugehen, war nach dem Fall von Konstantinopel eher anzunehmen, daß alle drei bislang neutralen Balkanstaaten mit fliegenden Fahnen ins Lager der Entente übergehen würden. Daß diese kühnen Ausblicke Churchill von Ende November durchaus nicht phantasievolle Hirngespinnste waren, bestätigt die spätere Entwicklung, die Lage Anfang März 1915. Aber jetzt fand er für seine Pläne in London noch kein Gehör; von militärischer Seite wurde ihm erwidert, daß Kräfte für eine neue schwere Aufgabe, wie sie ein Feldzug an den Dardanellen darstellte, nicht verfügbar wären.

Um die Jahreswende kam die Dardanellenfrage erneut ins Rollen. Ein russischer Hilferuf traf am 2. Januar im englischen Kriegsamt ein und nötigte, den Boden der theoretischen Erörterungen zu verlassen und sich allen Ernstes mit dem Problem zu befassen. Durch die Türken an der russisch-türkischen Grenze in Asien hart bedrängt, wünschten die Russen Operationen der Westmächte, die geeignet waren, türkische Truppen vom Kaukasus abzuführen. Die Bereitwilligkeit, dem Verbündeten zu helfen, war in London vorhanden, aber es herrschte große Verlegenheit, wie dem russischen Wunsche entsprochen werden konnte. Übereinstimmung bestand darin, daß ein Vorstoß auf Konstantinopel durch Forcierung der Dardanellen am ehesten den Russen die notwendige Entlastung verschaffen würde. Wie aber sollte sie durchgeführt werden, da Lord R i t c h e n e r erklärte, Truppen für den Orient nicht abgeben zu können? War die Flotte allein imstande, die Aufgabe durchzuführen? Eine diesbezügliche Anfrage an den Vizeadmiral C a r d e n, den Befehlshaber der englischen Mittelmeerflotte, wurde am 5. Januar von ihm dahin beantwortet, daß er die Aufgabe zwar nicht in Form eines handstreichartigen Durchbruchs, wohl aber in Gestalt eines großzügigen, planmäßigen Angriffsunternehmens für lösbar erachte. Diese Antwort bildete die Grundlage für die Stellungnahme des Kriegsrats am 13. beziehungsweise 28. Januar 1915. In völliger Abkehr von den in der Denkschrift im Jahre 1906 niedergelegten Ansichten wurde beschlossen, den Angriff auf die Dardanellen mit dem Ziel Konstantinopel als eine reine

Flottenaktion durchzuführen. Die Frage einer Unterstützung der Flotte durch die Armee wurde nicht gestreift. Abgesehen davon, daß man glaubte, keine Truppen zur Verfügung zu haben, wurde die Frage auch nicht für brennend angesehen. Denn die Vorbereitungen für die Flottenaktion nahmen mehrere Wochen in Anspruch; erst Mitte Februar glaubte man angriffsbereit zu sein. Die dann folgenden Flottenoperationen wurden ebenfalls auf mehrere Wochen veranschlagt; erst wenn der Flottenangriff sich der letzten Phase näherte, kamen militärische Aktionen beschränkten Umfanges wie etwa die Besetzung der Uferstreifen der Meerengen oder die Besetzung des Kiegels von Bulair in Betracht. Zudem waren zu diesem Zeitpunkt — etwa Mitte März — als natürliche Folge des günstigen Fortschreitens der Flottenaktion politische Ereignisse zu erhoffen, wie das Angebot russischer, griechischer oder bulgarischer Waffenhilfe, die die Entsendung eigener Streitkräfte entbehrlich machten. Über die englische Entschliebung eines Flottenangriffs auf die Dardanellen wurde am 19. Januar Rußland unterrichtet und zugleich russische Mitwirkung durch einen Flottenangriff auf den Bosphorus und durch Landungen an der Schwarze-Meer-Küste in der Nähe von Konstantinopel erbeten. Auch an Frankreich erging Mitteilung und die Bitte um Mitwirkung. Während französische aktive Unterstützung zugesagt wurde, erklärte sich Rußland zu einer Beteiligung außer Stande unter Hinweis auf den Zustand seiner Flotte und die allgemeine Kriegslage, die alle Kräfte an den bestehenden Fronten binde.

Bereits wenige Wochen später setzte sich eine andere Beurteilung der Lage durch. Der Gedanke einer rein seemännischen Unternehmung wurde nicht mehr aufrechterhalten, sondern die Mitwirkung der Armee in mehr oder minder großem Rahmen gewünscht. Aufgerollt wurde die Frage dadurch, daß entgegen der allgemeinen Auffassung, die in den Januaritzungen des englischen Kabinetts vertreten worden war, doch Truppen für ein neues Unternehmen verfügbar schienen. Der seit Kriegseintritt der Türkei drohende türkische Angriff gegen Ägypten hatte stattgefunden und war mit leichter Mühe abgeschlagen worden; seine

abermalige Wiederholung mit starken Kräften war so bald nicht wahrscheinlich. Die in Erwartung des türkischen Angriffs in Aegypten bereitgehaltenen Kräfte wurden damit für andere Zwecke frei. Auch rückte der Zeitpunkt näher, wo in England die neu aufgestellten Divisionen verwendungsbereit wurden, die nicht alle unbedingt auf dem Hauptkriegsschauplatz in Frankreich eingesetzt zu werden brauchten. Einer der Hauptgründe, die für die Durchführung des Dardanellenunternehmens als eines rein seemännischen bestimmend gewesen waren — das Nichtvorhandensein von Truppen — fiel also weg und gestattete, eine kombinierte Operation ins Auge zu fassen. Dazu kam, daß die Bedenken gegen eine reine Flottenaktion zugenommen hatten. Man erinnerte sich der Erfahrungen des englischen Flottendurchbruchs durch die Dardanellen aus dem Jahre 1807, wo sich die Dardanellen nach dem Durchbruch wieder geschlossen und türkische Landbatterien die Transportschiffe, die die im Marmara-Meer operierende Flotte versorgen sollten, unter Feuer genommen hatten. Man studierte die Karte und erkannte, daß die Länge und Enge der Seestraße sowie die Geländegestaltung der beiden Ufer das Wiederaufleben des türkischen Widerstandes nach dem Durchbruch der englischen Flotte begünstige und daß Störungen des Etappendienstes oder gar ein Ausbleiben der Zufuhren die Flotte unter Umständen zum Zurückgehen ins Mittelmeer nötigen würde. Wollte man Konstantinopel beherrschen, so genügte nicht der Durchbruch durch die Dardanellen an sich; ebenso wichtig war es, die Meerengen für den Flottennachschub dauernd offen zu halten. Dies besagte, daß zunächst nach gelungenem Durchbruch die Küstenwerke durch Landungsabteilungen völlig zerstört, dann aber auch, daß die die Meerenge beherrschenden Höhen auf dem europäischen wie asiatischen Ufer in die Hand genommen werden mußten, um ein Festsetzen der Türken dort zu verhindern. Diese Aufgaben beanspruchten nicht unerhebliche Kräfte. Am 16. Februar fiel die grundsätzliche Entscheidung über die Mitwirkung der Armee. Wie stark die Landkräfte zu bemessen waren, darüber gingen die Ansichten weit auseinander. Erst am 10. März, also volle drei Wochen nach der grundsätzlichen Zustimmung, erfolgte die endgültige Entscheidung, die die Stärke des Expeditionskorps auf vier englische und eine französische Division — rund 100 000 Mann — festsetzte.

Die Aufgabe dieses Korps blieb noch im Dunkeln und sollte sich nach den Ergebnissen der Flottenaktion richten. Bei gutem Ausgang kam eine Landung in der Nähe Konstantinopels in Betracht, bei weniger günstigem Ausgang mußte die Armee in engem Zusammenwirken mit der Flotte zunächst den Kiegel an den Dardanellen zu sprengen suchen. Im Vordergrund stand also immer noch die Flottenaktion, der Armee fiel die sekundäre Aufgabe der Unterstützung und Ausnützung der Erfolge der Flotte zu.

Die Ereignisse an den Dardanellen veranlaßten eine abermalige Abwandlung des operativen Gedankens. In den späteren Phasen machte die Flottenaktion immer geringere Fortschritte; der türkische Widerstand versteifte sich und der englische Flottenchef kam zu der Überzeugung, daß die Flotte allein den Durchbruch durch die Dardanellen nicht meistern würde. So blieb nur die Wahl, entweder das Unternehmen aufzugeben oder die Armee in die Front zu schicken. Gegen die Aufgabe des Unternehmens sprachen soviel politische und militärische Gründe, daß man, halb gezwungen, den einmal betretenen Weg weiterging und sich nunmehr zu einer Landoperation großen Stils entschloß mit dem Ziel, die Küstenwerke zu nehmen und der Flotte den Weg in das Marmara-Meer zu öffnen. Damit erhielt das Unternehmen eine ganz andere Grundlage als ursprünglich geplant. Im Januar war das Unternehmen gemäß den Kriegsratsbeschlüssen vom 13. und 28. Januar als eine rein seemännische Aktion ohne Mitwirkung der Armee gedacht gewesen. Mitte Februar bis Ende März war an diesem Grundgedanken festgehalten, aber doch die Mitwirkung der Armee für sekundäre oder spätere Aufgaben ins Auge gefaßt worden. Nunmehr mit dem 23. März übernahm die Armee die Hauptaufgabe und mußte sich die Flotte mit der sekundären Aufgabe begnügen, die Armee in ihren Angriffen auf die Festungswerke zu unterstützen und zu warten, bis die Durchfahrt frei war. Dieser neue Operationsplan verlangte die Bereitstellung starker Kräfte und besonderer Ausstattungsmittel, also eine lange Vorbereitungszeit und konnte erst Ende April ausgeführt werden. Aber auch die Armee kämpfte

nicht glücklicher als die Flotte und verblutete sich in einem aussichtslosen Stellungskrieg auf Gallipoli. So mußte denn Ende des Jahres 1915, nach mehr denn acht Monaten dauernden, schweren Kämpfen die Folgerung gezogen werden, die Armee aus ihren unhaltbaren Stellungen zurückzuziehen. Damit endete diese mit großen Hoffnungen aufgenommene Unternehmung in einer wenig ruhmvollen Liquidierung. Wie das im einzelnen kam, sollen die nachfolgenden Kapitel erzählen.

Der große Flottenangriff.

Schon in den ersten Augusttagen 1914 hatten die Türken, um vor überraschenden Anschlägen sicher zu sein, alles vorbereitet, um die Seestraße in kurzer Zeit durch Auslegen von Minen sperren zu können. Diese Vorsichtsmaßnahme war durchaus am Platz; schon vom 10. August ab, an dem die deutsche Mittelmeer-Division in die Dardanellen eingelaufen war, hielten sich dauernd englische Kriegsschiffe vor dem Eingang auf der Lauer. Die endgültige Schließung der Meerengen erfolgte am 27. September; Anlaß dazu war ein militärischer Zwischenfall: ein aus den Dardanellen auslaufendes türkisches Torpedoboot unter Führung des Oberleutnants *J. S. F r e g e* war von den Engländern angehalten worden, woraus der Kommandant der Dardanellen auf weitere feindliche Absichten geschlossen hatte. Der erste Kanonendonner an den Dardanellen erschallte am 3. November, unmittelbar nach Abbruch der Beziehungen zwischen der Entente und der Türkei. Aber die Beschießung der am Dardanelleneingang liegenden Werke hatte keinen militärischen Hintergrund, sie war gewissermaßen nur eine Geste, die den Kriegszustand zwischen England und der Türkei anzeigte. In den folgenden Monaten blieb es an den Dardanellen ruhig. Die feindliche Flotte beschränkte sich darauf, den Eingang unter dauernder Beobachtung zu halten. Von Mitte Januar ab verdichteten sich in Konstantinopel die Nachrichten, daß die Westmächte einen ernststen Schlag gegen die Meerengen im Schilde führten. Aber erst einen Monat später



Admiral v. Ifedom, Admiral Merten, General Djeval Pascha.



Hauptmann Lehmann, Führer einer türkischen Feldartillerie-
Abteilung mit seinem Stabe.



General v. Liman in einem Dardanellenfort.



Deutsche Marinemannschaften bei den Dardanellenkämpfen.

setzten die Flottenangriffe ein, die volle vier Wochen Konstantinopel und die ganze Welt in Atem halten sollten.

Am 19. Februar sahen die Verteidiger der vier Außenforts zwölf Schlachtschiffe sich in weitem Halbkreis um den Eingang legen und das Feuer eröffnen, ohne daß sie in der Lage waren, dieses zu erwidern, da die feindlichen Schiffe mit ihren weittragenden Geschützen sich außerhalb Reichweite der türkischen Batterien hielten. Erst am Nachmittag rückte die feindliche Flotte näher und gab den Türken Gelegenheit, das Feuer aufzunehmen. Schlechtes Wetter ließ in den nächsten Tagen die Fortsetzung der Beschießung nicht zu. Erst am 25. Februar dröhnten wieder die Kanonen bis zum Einbruch der Dunkelheit. Das türkische Feuer verstummte im Laufe des Nachmittags; am Abend dieses Tages und am 26. wurde das Zerstörungswerk in den von den Türken verlassenen Werken durch Landungsabteilungen der Flotte vollendet. Das Ergebnis dieses einleitenden Kampfes erregte in London große Befriedigung und bestärkte die Hoffnung auf eine glückliche Weiterführung des Unternehmens. Die Stimmung in Konstantinopel war ernst. Zwar war der Ausgang des ungleichen Kampfes, der für die feindliche Flotte mehr den Charakter einer Schießübung auf günstige, wehrlose Ziele gehabt hatte, vorausgesehen worden; der Verlust des veralteten Geschützmaterials fiel nicht ins Gewicht und die Verluste an Menschen*) waren gering. Aber diese Aktion zerstörte den letzten Zweifel, daß der Feind im Begriff war, einen entscheidenden Stoß gegen das Herz des Reiches zu führen. Aller Augen richteten sich daher mit banger Sorge auf die Verteidiger der Dardanellen, in deren Händen das Schicksal der Türkei lag. Da auch mit der ungünstigsten Entwicklung gerechnet werden mußte, wurden Vorbereitungen für die Verlegung der Regierung und die Überführung des Sultans und seines Hofstaates nach Kleinasien getroffen, ebenso auch die Hauptstadt in Verteidigungszustand gesetzt.

Die Flottenoperationen der ersten Märzhälfte zeigten zur Genüge an, daß der Gegner nicht einen schnellen Durchbruch, sondern ein planmäßiges Niederkämpfen der Verteidigungsanlagen im Auge hatte. Täglich liefen mehrere Schlachtschiffe in die äußeren Dardanellen ein und

*) Leutnant z. S. W ö r m a n n erlitt hier den Heldentod.

bombardierten die vor dem eigentlichen Widerstandszentrum bei Kap Kephes liegenden Batterien, während in den Nächten Minensucher unter dem Schutz von Kreuzern und Torpedobooten an der Aufräumung der vor der Linie Tschana—Kilid Bahr liegenden Minenselder arbeiteten. Diese Operationen nahmen nicht den von den Engländern erwarteten schnellen Fortgang. Die Werke zeigten eine erstaunliche Lebenskraft und enttäuschten immer wieder die Hoffnung des Angreifers, sie zum Schweigen gebracht zu haben. Verstummte das türkische Feuer, so war der Grund nicht, wie der Engländer meinte, die Zerstörung der Geschütze, sondern die Notwendigkeit, mit der knappen Munition sparsam umzugehen. Besonders lästig erwies sich den Engländern — nach ihren eigenen Angaben — das bald hier, bald dort hinter den Höhen ausblühende Feuer der schweren Haubiz-Batterien*), die von den Schiffen mit ihren Flachbahngeschützen nicht zu fassen waren, aber ihrerseits im Bogenschuß mit ihren Brisanzgeschossen die nicht gepanzerten Decks durchschlugen und die Schiffe nötigten, zum Schaden der Treffsicherheit dauernd in Bewegung zu bleiben. Auch die Aufräumungsarbeiten im Minensfeld schritten nicht recht vorwärts angesichts der Wachsamkeit des Verteidigers; immerhin war es dem Engländer gelungen, die äußeren Dardanellen bis nahe an das Kap Kephes heran minenfrei zu machen. Kleinere Landungsversuche am Dardanelleneingang stießen immer wieder auf türkische Gegenwehr und ergaben, daß trotz der Zerstörung der Außenwerke türkische Infanterie sich dort aufhielt. Die im großen und ganzen erfolgreiche Abwehr des englischen Angriffs und die geringen Beschädigungen, welche die Werke trotz dauernder Beschießung erlitten hatten, erfüllten die Dardanellenverteidiger mit Zuversicht für die Zukunft. Aber bei denen, in deren Händen die Verantwortung für die Sicherheit der Meerengen ruhte, konnte eine rechte Freude doch nicht auskommen; denn das Gespenst der Munitionserschöpfung erhob sein Haupt. Das feindliche Feuer nötigte zu gelegentlichen Antworten, jeder Schuß, der das Rohr verließ, war aber unerseßbar. Auch bei äußerster Sparsamkeit mußte für die Verteidigungsartillerie bei dem völligen Fehlen jeden Munitionsnachschubes der Zeit-

*) Diese Batterien standen nicht, wie das Ausland vielfach annimmt, in betonierten oder unterirdischen, sondern in offenen Stellungen.

punkt eintreten, wo das eigene Feuer immer schwächer wurde und schließlich verstummte. Die Sorge vor einer Munitionerschöpfung an den Dardanellen veranlaßte denn auch das türkische Große Hauptquartier, die deutsche Oberste Heeresleitung in ernster Weise auf die Notwendigkeit einer alsbaldigen Freimachung des Weges durch Serbien zwecks Zuführung schwerer Munition hinzuweisen. Bis dahin galt es durchzuhalten und ruhige Nerven zu bewahren.

Zahlreiche Rauchfahnen, die den ganzen Horizont einnehmen und sich den Dardanellen nähern, künden den 18. März als großen Tag an. Zehn große Kriegsschiffe, umschwärmt von zahllosen kleinen Fahrzeugen, Torpedoboote und Minensuchern, nähern sich dem Dardanelleneingang und nehmen innerhalb der Meerenge eine zweigliedrige Schlachtordnung ein. Sechs große englische Schlachtschiffe, darunter die „Queen Elisabeth“ mit ihren 38 cm-Geschützen, nehmen um etwa 11.30 vormittags, zunächst außerhalb der Reichweite der Forts bleibend, die Verteidigungsanlagen bei Tschanakk und Kap Kephes unter Feuer. Ein Eisenhagel ergießt sich über die Werke, dichte Rauchwolken lagern sich über den Zielen. Aber auch um die Schiffe wird es lebendig. Von beiden Ufern, aus den Stellungen der Haubitz- und Mörser-Batterien fällt ein Geschößregen auf die Schiffe; hohe Wasserfontänen springen auf, aber auch Dampf Wolken steigen von den Schiffen hoch, Treffer anzeigend. Kurz nach 12⁰ passiert das französische Geschwader, aus vier Schlachtschiffen bestehend, die Linie der feuernden englischen Kriegsschiffe und nimmt die Werke auf nähere Entfernung unter Feuer. Auch die sechs englischen Kriegsschiffe gehen allmählich näher an ihre Ziele heran. Ein ungeheurer Artilleriekampf hebt an; die Festungsartillerie bleibt die Antwort nicht schuldig. Die Schlacht erreicht ihren Höhepunkt. Der Donner schwillt zum Orkan an; von den Höhen wird der Schall zurückgeworfen. Eine überwältigende Zahl schwerer und schwerster Geschütze von zehn Kriegsschiffen speien einen eisernen Regen über Batterien und Werke und überschütten auch das Ufergelände, wo unsere Haubitzen und Mörser vermutet werden, mit einem Geschößhagel. Es scheint Menschenkraft zu

übersteigen, in dieser Hölle auszuhalten; dennoch, Türken und Deutsche harren aus und tun ihre Pflicht. Hinter allen Höhen blüht und lodert es auf und füllt die Luft mit Krachen; aus den dunklen Rauchwolken und hohen Erdsäulen, die die Einschläge der schweren Kaliber in den Forts aufwirbeln, zuckt es rötlich; türkische und deutsche Kanoniere senden ihren Gegengruß, der die Panzerwände der Schiffe durchschlägt und die Aufbauten zerschmettert. Und darüber ein strahlend blauer Himmel, heller Sonnenschein, ein orientalischer Frühlingstag von unvergleichlicher Schönheit! Gewaltige Explosionen in den Forts erschüttern die Luft. — Gegen 2^o nachm. läßt der Höllenlärm nach; das Feuer aus den Werken wird schwächer, schon glaubt der Feind nahe am Ziel zu sein und die Werke niedergekämpft zu haben. Das französische Geschwader, das stark geschossen ist, wird zurückgerufen; ein drittes, bisher zurückgehaltenes Geschwader von sechs älteren englischen Schlachtschiffen, das mittlerweile angelaufen ist, tritt an die Stelle der Franzosen und setzt das Zerstörungswerk fort. Die Schlacht steht anscheinend für den Angreifer günstig. Die Verluste sind bis dahin erstaunlich gering; kaum vierzig Mann sind tot oder verwundet, kein Schiff ist anscheinend außer Gefecht gesetzt. Da tritt ein Rückschlag ein. Kurz vor 2^o nachm. ertönt eine gewaltige Entladung; aller Augen richten sich auf das französische Schlachtschiff „Bouvet“, aus dem riesige Rauchwolken emporsteigen. Freund und Feind sehen, wie das mächtige Schiff sich zur Seite neigt und innerhalb zweier Minuten kentert, fast die ganze Besatzung von 600 Mann mit sich in die Tiefe ziehend. Auch die anderen französischen Schiffe haben durch Artilleriefeuer schwerere Beschädigungen erlitten, als es den Anschein hat. Das Flaggschiff „Suffren“ hat Mühe, sich über Wasser zu halten. „Gaulois“ mit einem schon vom Artillerieduell herrührenden riesigen Leck an der Backbordseite läuft obendrein auf eine Mine und muß unweit Tenedos auf Land gesetzt werden. Der Kampf der 12 englischen Schiffe gegen die Werke geht mit unverminderter Hefigkeit weiter; gleichzeitig schicken sich die Minensucher an, gegen das Minenfeld vorzugehen. Auch die Werke nehmen das Feuer wieder auf. Um 4^o nachm. sieht der Flottenchef die Lage noch als günstig an und funkt in diesem Sinne nach London. Da tritt ein neuer noch schwererer Rückschlag ein: „Inflexible“, das stärkste Schiff nächst der

„Queen Elisabeth“, meldet kurz nach 4^o nachm. einen Minentreffer. Das Schiff bekommt schwere Schlagseite, doch gelingt es ihm, mit eigener Kraft aus der Feuerlinie zu kommen und sichere Gewässer zu erreichen. Wenige Minuten später trifft eine gleiche Unglücksbotschaft von „Irresistible“ ein. Die Verletzung ist zu schwer, als daß das Schiff gerettet werden könnte. Aus den Werken und vom Ufer wird beobachtet, wie sich das Schiff immer mehr nach Steuerbord überlegt und wie von allen Seiten Torpedoboote heraneilen, die Mannschaft aufzunehmen. Ein neuer Geschößregen aus Werken und Haubitz-Batterien richtet sich auf das Schiff, das bei Einbruch der Nacht nicht weit ab vom asiatischen Ufer versackt. Diese neuen schweren Verluste und die starke nicht erwartete Minengefahr bestimmen gegen 5^o nachm. den Flottenchef, die Aktion einzustellen. Auch während der Loslösung tritt noch ein Schiffsverlust ein; bei dem Versuch, „Irresistible“ ins Schlepptau zu nehmen, läuft „Ocean“ gleichfalls auf eine Mine. Die Beschädigung ist so schwer, daß das Schiff aufgegeben werden muß. Gegen Abend treibt es steuerlos mit der Strömung und sinkt in der Nacht in der Höhe von Troja. Die übrigbleibenden neun englischen Kriegsschiffe verlassen in schneller Fahrt das ihnen so verhängnisvoll gewordene Schlachtfeld und verschwinden in westlicher Richtung.

Der 18. März war somit ein großer Sieges- und Ruhmestag für die Dardanellenverteidigung. Der Angreifer hatte viel, der Verteidiger nur wenig verloren. Von 18 feindlichen Schiffen schieden 6 ganz oder für längere Zeit aus; ein Drittel seiner Gefechtskraft hatte der Feind eingebüßt. Die personellen und materiellen Verluste der Festung waren dagegen erstaunlich gering. 114 Mann, darunter 22 Deutsche, waren tot oder verwundet; von 176 Geschützen, die beweglichen miteingerechnet, waren nur 9 außer Tätigkeit gesetzt. Diejenigen Forts, denen das Feuer der Kriegsschiffe in erster Linie gegolten hatte, glichen zwar äußerlich Trichterfeldern; allein auf die Dardanus-Batterie bei Kap Rephes waren 4000 Schuß abgegeben worden und auch die Hamidié hatte einen gewaltigen Geschößregen auf sich gezogen; aber die Geschößeinschläge lagen entweder zu weit vor oder zu weit hinter den Geschützbettungen, welche selbst nur wenig gelitten hatten. Die feindliche Feuerwirkung gegen die bewegliche Artillerie war noch geringer; Scheinanlagen und alte ver-

lassene Batteriestellungen hatten das Feuer größtenteils auf sich gezogen. Ebenso wie die Artillerie war auch die Minensperre fast unversehrt. Von 10 Minenreihen waren 9 noch intakt. Also genug Anlaß, um sich siegesfroher Stimmung hinzugeben und der Fortsetzung des Kampfes mit Ruhe entgegenzusehen, — wenn nicht die Munitionsforge gewesen wäre! Der 18. März hatte in die Bestände große Lücken gerissen, die unausgefüllt blieben. Alles, was verfügbar gewesen, war eingesetzt; selbst die für die Bosphorusverteidigung bestimmte Munition war teilweise durch Admiral v. Usedom nach den Dardanellen gezogen worden. Was dann, wenn die Schlacht am 19. und den folgenden Tagen mit unverminderter Heftigkeit weitertobte? Jeder neue Angriff zwang doch den Verteidiger zur Erwidern des Feuers, um den Feind weitab von Forts und Minensfeld zu halten. Was dann, wenn die Feuerpausen beim Verteidiger immer länger wurden und das Feuer schließlich ganz verstummte? — Mit der Munition sah es tatsächlich schlecht genug aus. Die mittleren Haubitzen und Minensperr-Batterien hatten ihren halben Munitionsbestand verschossen. Die Festungsartillerie war noch schlechter daran; die für den Artilleriekampf wichtigsten, die fünf 35,5 cm-Geschütze, hatten noch 271 Schuß, also etwa 50 Schuß je Geschütz; die elf 23 cm-Geschütze hatten zwischen 30—58 Schuß je Geschütz. Besonders bedenklich war, daß der Vorrat an weittragenden Sprenggranaten, die allein eine Wirkung gegen Panzer hatten, fast ganz aufgebraucht war. Das Fort Hamidié besaß davon noch 17, Kilid Bahr noch 10 Stück! Auch für die Seeminen gab es keine Reserven! Was nützten aber aller Heldenmut und alle Verteidigungskunst, wenn die Kampfmittel ausgingen!

Die Sorge, was der 19. März bringen würde, ließ den Verteidiger in der Nacht wenig Ruhe finden. Zahllose Gläser suchten mit Tagesanbruch den Horizont ab, ob Rauchfahnen das Herannahen der Flotte ankündeten. Als abgesehen von den gewohnten Patrouillenfahrzeugen vor den Dardanellen sich weder am 19. noch in den folgenden Tagen die Flotte zeigte, ging ein Aufatmen durch die Reihen der Verteidiger. Mit einiger Gewißheit war daraus zu entnehmen, daß der Gegner, durch die erlittenen Verluste abgeschreckt, die bisherige, für die Verteidigung so gefährliche Angriffstaktik nicht fortzusetzen beabsichtigte. Und diese Annahme erwies sich als richtig. Die Festung der Meerengen ist nicht

wieder ernsthaft angegriffen worden. Die Gefahr baldiger Munitionserschöpfung trat zurück; in der folgenden Phase der Landoperationen hat sich die Festung redlich bemüht, der schwer ringenden Armee jede erdenkliche Unterstützung, die naturgemäß auf Artillerief Feuer und Abgabe beweglicher Batterien beschränkt blieb, zukommen zu lassen. Gleichwohl durfte aber die Aufmerksamkeit nicht erlahmen; besonders während der Landoperationen, aber auch später bis zum Abschluß des Waffenstillstandes war die feindliche Flotte auf der Lauer, bereit, jede Blöße des Verteidigers auszunutzen. Bis zum letzten Tage, dem 30. Oktober 1918, blieben die Meerengen unter dem bewährten Befehl des Admirals v. Usedom und seines Nachfolgers, hielten dort deutsche und türkische Offiziere und Mannschaften treue Wacht und Kameradschaft.

Die Frage, warum die Flottenaktion nach dem 18. März eingestellt wurde, ist schon im Kriege und noch mehr in der Nachkriegszeit besonders in England eifrig erörtert worden. Die Aussichten einer Fortsetzung der reinen Seeoperation haben eine verschiedene Beurteilung gefunden. Es ist hier nicht der Ort, das Für und Wider einer Fortführung der Flottenaktion zu beleuchten. In diesem Zusammenhang sei nur erwähnt, daß nach dem 18. März sowohl im Flottenkommando vor den Dardanellen wie in London der feste Wille bestand, den Flottenangriff zu einem denkbar nahen Zeitpunkt zu wiederholen. Maßnahmen, die eingetretenen Schiffsverluste zu ersetzen, waren sofort getroffen worden. Erst am 23. März kam der Flottenchef zu der Überzeugung, daß eine Seeaktion allein nicht zum Ziele führen würde und er der Mitwirkung der Armee nicht entraten könne. Die Verhältnisse brachten es dann mit sich, daß das Schwergewicht der Dardanellen-Operationen auf die Armee überging und der Flotte nur noch Aufgaben der Sicherung und Feuerunterstützung verblieben.

Eine Frage ist aber noch zu beantworten. Wir haben gesehen, daß die Flotte ihre Verluste hauptsächlich durch Minentreffer erlitten hat. Das Minenfeld begann aber doch erst etwa in Höhe des Kap Kephes, bis wohin die feindlichen Großkampfschiffe gar nicht vorgekommen waren. Waren es Treibminen, die, vom Verteidiger ins Wasser geworfen, mit der Strömung hinabgetrieben waren und durch Zufall an die Bordwände angeschlagen hatten? Oder war es der todbringende

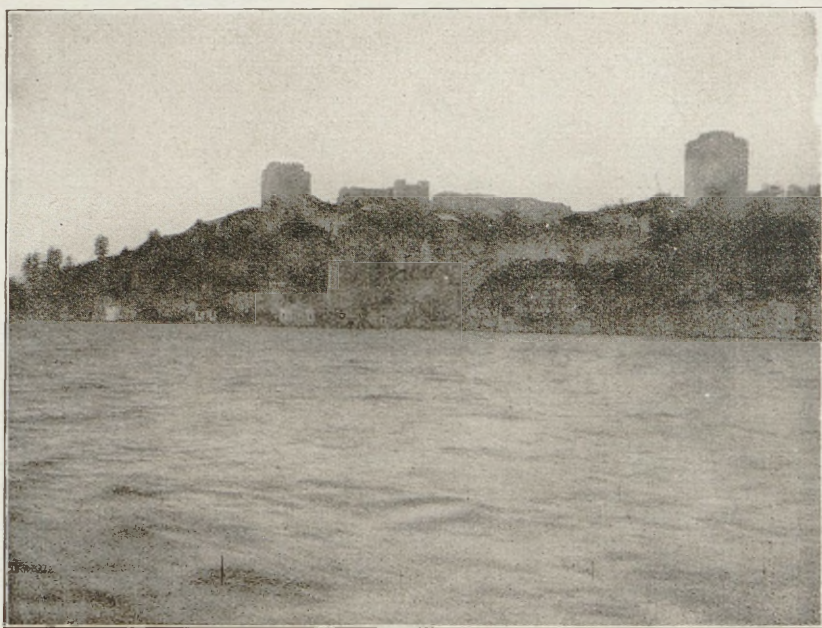
Gruß versteckter Torpedo-Batterien gewesen? Keins von beiden; eine geschickte Anordnung des Verteidigers trug ihre Früchte. In den dem 18. März vorangegangenen Kampftagen hatte sich das Feuer, das die Kriegsschiffe aus der minenfreien Bucht von Erenköi auf die Befestigungsanlagen richteten, als besonders störend herausgestellt. So ging der Verteidiger daran, auch dieses Wasser durch Minen zu verseuchen; in der Morgendämmerung des 8. März war der türkische Minendampfer „Nusret“ mit Mannschaften des deutschen Marinesonderkommandos ausgelaufen und hatte unter Leitung des Marine-Ingenieurs K e e d e r unbemerkt vom Gegner 26 Minen dort verankert. Das Geschick wollte, daß diese Bucht in den folgenden Tagen nicht als Bombardementstellung der Flotte gewählt wurde, die Minenerkundung durch Wasserflugzeuge versagte, und daß in diesem bisher unverseuchten Wasser die Minensucharbeiten lässig gehandhabt wurden. Als nun am 18. März wieder feindliche Schiffe in der Bucht von Erenköi Aufstellung nahmen, mußte sich das Schicksal vollenden. Auch an dieser Maßnahme, die den Sieg des 18. März herbeizuführen half, haben also deutsche Soldaten ihren rühmlichen Anteil gehabt.



Gesamtbild der Meerenge (von Nagara aus).



Dardanellen (Blick vom asiatischen Ufer auf die Südspitze der Halbinsel Gallipoli).



Fort Rumeli Hisar am Boşporus.



Sedd ul Bahr nach der Beschießung von See aus.

Vorbereitungen zur Landung und Maßnahmen zur Abwehr.

In Konstantinopel war der Verlauf der Flottenoperationen und der Schlachttag des 18. März mit größter Aufmerksamkeit und Spannung verfolgt worden. Angesichts dessen, was auf dem Spiele stand, waren die in dem das alte Stambul krönenden Sevastierat*) versammelten Offiziere nicht weniger im Bann der von den Dardanellen einlaufenden Meldungen gewesen als der im Kanonendonner stehende Admiral v. Ussedom. Als die erste Freude über den großen Erfolg vorüber war, hatten Enver und seine deutschen Ratgeber — vornehmlich der Chef des Generalstabes, General Bronsart v. Schellendorf — sich mit der voraussichtlichen weiteren Entwicklung der Lage zu beschäftigen. Auch sie hielten, nachdem die Flotte weder am 19. noch in den folgenden Tagen die Beschießung wieder aufgenommen hatte, eine Fortsetzung der bisherigen Angriffsstaktik nicht für wahrscheinlich. Noch unwahrscheinlicher aber schien es ihnen schon aus Prestige Gründen, daß England sich mit diesem negativen Ergebnis zufrieden geben würde. Eher war anzunehmen, daß das, was der Flotte nicht gelungen, nunmehr der Armee übertragen werden würde, oder, mit anderen Worten, daß die Werke und Batterien der Meerengen, die dem Angriff vom Wasser aus widerstanden hatten, jetzt durch einen Landangriff zu Fall gebracht werden sollten. Mannigfache Anzeichen

*) Kriegsministerium.

Dardanellen.

deuteten zudem darauf hin. Meldung auf Meldung lief über Truppenzusammenziehungen in Ägypten und auf den griechischen Inseln und über Transportbewegungen im Mittelländischen Meer mit östlicher Kursrichtung ein; die Stärkeangaben über das feindliche Landungskorps schwankten zwischen 50 000 und 100 000 Mann. Die Generale *Sir Hamilton* und *d'Almeida* wurden als Führer des englischen Landungskorps und der französischen Hilfstruppen genannt und waren angeblich schon vor den Dardanellen angekommen. In Mudros sollte ein Landungsplatz angelegt worden sein, an dem täglich Ausladungen erfolgten. Ferner ging das Gerücht, daß im Piräus, dem Hafen von Athen, durch englische Offiziere Schlepddampfer und Leichter in großer Zahl angekauft worden seien.

Hohe Wahrscheinlichkeit sprach somit für eine militärische Aktion, für eine Landung großen Stils an den Dardanellen. Waren hiergegen alle erdenklichen Gegenmaßnahmen getroffen? Das Höchstmaß an Gegenwirkung gegen einen feindlichen Flottenangriff war erreicht; konnte dies auch von der Abwehr eines Landangriffs gesagt werden? Diese Frage war zu verneinen. Zu wenig Kräfte waren vorhanden, eine straffe Organisation fehlte. Außerdem war die Aufgabe der Verteidigung in ihrer ganzen Bedeutung und mit den sich daraus ergebenden Forderungen bisher nur unvollkommen erkannt und vorbereitet. *Enver* gab sich jetzt zutreffend hierüber Rechenschaft. Er faßte die an den Dardanellen stehenden fünf Divisionen*) zur 5. Armee zusammen und fügte noch eine weitere Division, die 3. Division des I. Armeekorps (Konstantiopel), sowie die verstärkte 1. Kavallerie-Brigade hinzu; die Kopfstärke dieser neugebildeten Armee betrug 60 000 Mann. Am 24. März bat er den Chef der Militärmission, General *Liman v. Sanders*, den Befehl über die 5. Armee zu übernehmen. Bereits einen Tag später befand sich dieser auf der Fahrt nach Gallipoli.

Der Stab der Armee bestand, von zwei Adjutanten und dem Kommandanten des Hauptquartiers **) abgesehen, nur aus türkischen Offi-

*) 7., 9. und 19. des III. Armeekorps, 5. und 11. Division.

**) Adjutanten: Rittmeister *Brigge* und *Mühlmann*, Kommandant des Hauptquartiers: Rittmeister v. *Frefe*.

zieren. Als türkischer Heerführer sah es General v. Liman als unerläßlich an, vornehmlich türkische Mitarbeiter zu wählen, um nicht in den naheliegenden Fehler zu verfallen, einen auf die türkischen Verhältnisse nicht passenden Maßstab anzulegen. Bei dieser Gelegenheit sei besonders des Generalstabschefs, Oberst K i a z i m B e y, gedacht, der dem deutschen General und türkischen Marschall in treuer Ergebenheit bis zum letzten Tage, an dem dieser türkische Befehlsgewalt ausübte — Ende Oktober 1918 — als unermüdlicher und gewissenhafter Stabschef zur Seite stand. In Gallipoli erwartete den General eine Fülle von Arbeit. Zunächst galt es, die Kräfte zweckentsprechend zu gruppieren. Ihm schienen zu viel Kräfte für die vorderste Linie verwendet worden zu sein, in dem Bestreben, möglichst alle für eine Landung in Betracht kommenden Uferpartien zu besetzen. Gewiß stieß der landende Angreifer bei diesem Prinzip überall auf Widerstand, aber dieser Widerstand konnte nur schwach sein, und es fehlte zudem die Möglichkeit schneller Verstärkung. Bei der großen Ausdehnung der Sicherungszone, die an den verschiedensten Stellen Landungsmöglichkeiten bot, hielt der Armeeführer den Grundsatz der aktiven Küstenverteidigung für vorteilhafter. Er befahl einen nur schwachen Küstenschleier und das Zusammenhalten der Kräfte in Gruppen an zentralen Punkten, von wo die Truppen schnell und in ausreichender Stärke nach allen Richtungen gegen den landenden Gegner vorgeführt werden konnten. Wo aber waren die geeigneten zentralen Punkte? General v. Liman verließ sich nicht auf das Studium der Karte, sondern besichtigte persönlich den ganzen Sicherheitsabschnitt. Erst dann glaubte er in der Lage zu sein, die Ausichten der einzelnen Landungsoperationen gegeneinander abwägen und danach die eigene Kräfteverteilung vornehmen zu können. Der strategische Grundgedanke einer feindlichen Landung lag klar zu Tage: die Öffnung der Meerengen für die Flotte; das strategische Ziel war die Festung Tschanak. Und auch die Form der Durchführung war gegeben: überraschende Landung in möglichster Nähe der Festung, schnelles Vordringen und rücksichtsloses Angreifen, um vor Einsetzen starker türkischer Gegenwirkung den Kampfspreis in der Hand zu halten. So einfach und klar diese theoretische Überlegung, so vielfältig und ungewiß die praktische Durchführung; selbst ein noch so scharfes Hineindenken in die Lage des englischen Armeeführers lüftete

nicht das Dunkel, löste nicht das Rätsel, wie die Engländer ihre Aufgabe anpacken würden.

Auf asiatischer Seite boten sowohl die beiden Besika-Buchten als auch die nördlicheren Uferpartien bei Kum Kale günstige Landungsverhältnisse*). Die der Küste vorgelagerten Inseln gestatteten, schnell und überraschend starke Kräfte ans Ufer des Festlandes zu setzen. Das Vormarschgelände war günstig und gab volle Bewegungsfreiheit; eine Einwirkung der Festung, deren Feuerwirkung sich, wie schon erwähnt, auf die Beherrschung der Wasserstraße beschränkte, war nicht zu befürchten. Aber diesen Vorzügen stand als ein großer Nachteil die weite Entfernung vom strategischen Ziel gegenüber (40 km von den Besika-Buchten). Wurde das Landungskorps in seinem Vormarsch, der zudem reichliche Transportmittel benötigte, noch aufgehalten, so konnte ein Zeitverlust entstehen, der es dem Türken ermöglichte, starke bei Konstantinopel bereitstehende Kräfte dem Landungskorps entgegenzuwerfen. So bestand die Gefahr für den Engländer, noch weitab vom strategischen Ziel in einen Kampf verwickelt zu werden und allmählich überlegenere türkische Streitkräfte auf sich zu ziehen.

Auf europäischer Seite kam nur die Küste des Ägäischen Meeres für Landungen in Betracht. Am bestechendsten auf den ersten Blick erschien eine derartige Operation bei Bulair**); hier war die Halbinsel am schmalsten (5,5 km); glückte dem Feinde hier ein Ausbooten stärkerer Truppenkörper, so konnte er schnell zum Marmara-Meer durchstoßen. Die auf der Halbinsel befindlichen türkischen Kräfte gerieten dann in eine schwierige Lage; ihre natürlichen rückwärtigen Verbindungen waren unterbrochen, der Landweg nach Konstantinopel durchschnitten und auch die Zufuhren über See stark in Frage gestellt. Kaum hätte dies aber den Zusammenbruch des Widerstandes und den Fall der Festung bedeutet. So schwer der Schlag im Rücken der 5. Armee auch war, so zerstörte er doch nicht deren Lebensader; es bestand immerhin die Möglichkeit, die Etappenlinie herumzuwerfen und vom asiatischen Ufer den Heeresbedarf

*) Der Gedanke, den Schwerpunkt des Angriffs auf das asiatische Ufer zu legen, ist von französischer Seite mehrfach vertreten worden.

**) Die griechischen Landungspläne basierten auf Bulair.

heranzuziehen. Der Feind mußte also damit rechnen, daß der türkische Widerstand ungeschwächt weiterging und daß es ihm viel Blut kosten würde, die 50 Kilometer, die ihn von der Festung trennten, zurückzulegen. Mit einer Landung bei Bulair war zudem die Gefahr für den Gegner verbunden, zwischen zwei Feuer zu geraten. Außer der Front nach Westen mußte die Front nach Osten genommen werden gegen etwa aus Thrazien heranrückende türkische Hauptkräfte. Endlich lag die Landestelle östlich der Forts von Bulair und in derem Feuer; die Schwierigkeiten, diese Sperrlinie zu nehmen, durften im Hinblick auf die Erfahrungen, die die Bulgaren 1912 gemacht hatten, nicht unterschätzt werden. So sprachen manche Bedenken gegen die Wahl der Gegend von Bulair als Landungsplatz.

Weiter boten sich nicht ungünstige Landungsmöglichkeiten beiderseits Kaba Tepe. Hier setzt, wie erwähnt, eine breite, nur durch eine flache Höhe unterbrochene Senke ein, die nach 8 km bei Maidos die Meerenge mitten in dem Festungsviereck Kilis—Kilid Bahr—Nagara—Tschanaß erreicht. War somit an dieser Stelle der Feind seinem strategischen Ziel am nächsten, so gab es hier für ihn auch die schwierigsten taktischen Bedingungen. Denn so verführerisch sich dieser Einschnitt dem Auge bot, seine Beherrschung setzte den Besitz der die Niederung flankierenden Höhen, des Sari Bair im Norden und des Pascha Dag im Süden, voraus. Beide Höhenzüge boten mit ihren zerrissenen und steilen Hängen schon von Natur aus große Hindernisse; zudem mußte der Angreifer damit rechnen, daß auch der Türke sich der Bedeutung Kaba Tepes bewußt war; mit besonders starker Gegenwehr war also hier sicher zu rechnen.

Landestellen an der Südspitze der Halbinsel bei Sedd ul Bahr waren in technischer Beziehung nicht ungünstig. Einzelne Uferpartien hatten einen nur mäßig ansteigenden Strand und waren gegen die in den warmen Monaten vorherrschenden Nordostwinde geschützt. Ein taktisch stark ins Gewicht fallender Vorteil war die Schmalheit dieser Südspitze, die es ermöglichte, beide Flügel an das Wasser anzulehnen und den Landangriff von drei Seiten mit Schiffsartillerie zu unterstützen. Ungünstig hinwiederum vom Standpunkt des Engländers war es, daß die Entfernung vom strategischen Ziel hier doppelt so groß war wie bei

Kaba Tepe und daß fast jede Geländefalte und auch die Landestellen von dem die ganze Südspitze beherrschenden Eltschi Tepe eingesehen werden konnten. War allerdings diese Höhe genommen, so war nicht nur die Basis gesichert, sondern auch ein Punkt gewonnen, von dem die Werke und Batterien des asiatischen Ufers bei Tschanak Kale unter direktes Artillerief Feuer genommen werden konnten. Nicht nur von Eltschi Tepe aus, auch vom asiatischen Ufer her war die Südspitze einzusehen; ein Blick auf die Karte mußte den Engländer belehren, daß bei Sedd ul Bahr gelandete Truppen mit ihrem rechten Flügel auch unter Flankenfeuer vom asiatischen Ufer aus zu leiden haben würden. Endlich war von Seiten des Angreifers zu vermuten, daß, ebenso wie bei Kaba Tepe, angesichts der einladenden Landungsbedingungen ein starker türkischer Widerstand vorbereitet sein würde.

Wie man also auch die Lage zergrübelte, bestimmte Anhaltspunkte, wo der Engländer die Landung vornehmen würde, ließen sich nicht gewinnen. Angesichts dieser Ungewißheit entschied sich General v. L i m a n für eine Gruppierung, die allen Kombinationen gerecht wurde. Er bildete drei Gruppen zu je zwei Divisionen. Auf der asiatischen Seite hielten die 11. Division gegenüber der Besika-Bucht und weiter nördlich die 3. Division unter Befehl des Oberstleutnants N i c o l a i gegenüber Kum Kale Wacht. Die 5. und 7. Division, erstere vom Oberstleutnant v. S o d e n s t e r n befehligt, standen am oberen Saros-Golf im Raume von Gallipoli—Kavak zum Schutz von Bulair. Einer dritten Gruppe, der 9. und 19. Division, war der Schutz der südlichen Halbinsel anvertraut. Davon war die 19. Division als Heeresreserve im Raume Maidos—Bigali zusammengehalten, die 9. Division stand bei und südlich Maidos in Gruppen derart, daß sie ihre schwachen Uferabteilungen sowohl bei Kaba Tepe als auch an der Südspitze der Halbinsel auf kürzestem Wege verstärken konnte. Das Nordufer des Golfes von Saros wurde von der verstärkten 1. Kavallerie-Brigade beobachtet.

Bei dieser räumlich weit getrennten Aufstellung war schnelle Unterstützung der Kampfgruppen doppelt notwendig. Hier war viel nachzuholen. Es fehlte an Straßen, die gedeckt gegen Sicht vom Meere in die einzelnen Aufstellungszonen führten, und an den notwendigen Geländemartierungen, um die Truppe auch in der Dunkelheit den Weg

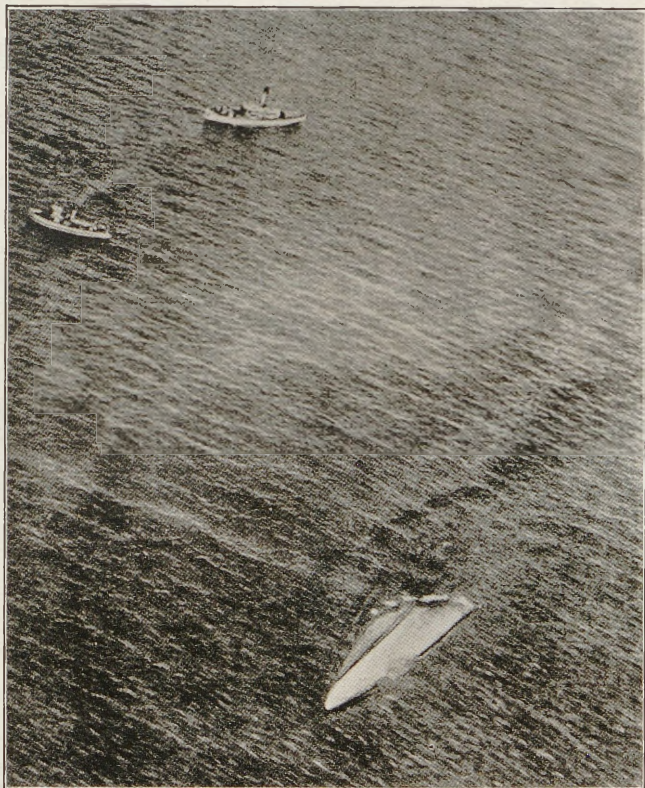
finden zu lassen. Es fehlte aber noch mehr an der Marschfähigkeit der Truppe, die in dem Küstenschutz fast erstarrt war. Deshalb wurde die Ausbildung jetzt auf ganz andere Grundlagen gestellt. Nacht- und Gewaltmärsche wurden angeordnet und Geländeübungen mit Entwicklungsaufgaben abgehalten, um der Truppe die nahezu verlorengegangene Geschmeidigkeit im Bewegungskriege zurückzugeben. Das Verkehrsnetz bedurfte aber auch nach einer anderen Richtung hin einer durchgreifenden Ausgestaltung. Die Frage der rückwärtigen Verbindungen war besonders schwierig. Dieses Problem wäre verhältnismäßig leicht zu lösen gewesen bei der Möglichkeit einer gesicherten Zufuhr über das Marmara-Meer. Eine solche bestand aber zur Zeit nicht; wenn auch die feindliche Flotte vor den Dardanellen festgehalten wurde, so konnte doch das Unterfahren der Minensperren durch U-Boote und deren Erscheinen im Marmara-Meer nicht verhindert werden. Durch ihre Tätigkeit war die Hauptzufuhrlinie der Armee bedroht. Es mußte daher Vorsorge getroffen werden, der Armee über Land den notwendigen Nachschub zuzuführen, falls der Seeweg für längere oder kürzere Zeit unbenutzbar wurde. Hier boten sich große Schwierigkeiten. Der Bahnenendpunkt Usun Köprü lag sieben Tagemärsche von Gallipoli entfernt. Die von Usun Köprü heranzuführende Straße war schlecht und verlief zum Teil auf der dem Golf von Saros zugewandten, also vom Feinde beherrschten Seite des Höhengeländes; dazu fehlte es auch an Transportmitteln. Ferner waren Vorbereitungen zu treffen, den gesamten Transportdienst über Asien zu leiten, wenn der Feind sich bei Bulair festsetzte. Die Überführung des Heeresbedarfs vom asiatischen zum europäischen Ufer wie auch Truppentransporte innerhalb der Dardanellen, die die langen Fußmärsche wesentlich abkürzen konnten, bedingten, reichliches Schiffahrtsmaterial an geeigneten Hafenpunkten bereit zu halten. Alle Wegearbeiten waren mit zu wenigen und ungenügend geschulten Kräften und zu geringem Arbeitsgerät zu leisten. Arbeitspensum und Arbeitsleistung standen also in keinem Verhältnis zueinander.

Zwangen die taktische Lage und die in Anbetracht des großen Raumes geringen Kräfte zu einer schwachen Bemessung des eigentlichen Küstenschutzes, so war es doppelt angebracht, die geringe aktive Kraft durch fortifikatorische Anlagen zu erhöhen. Auch hier blieb viel zu tun;

bei dem spärlichen Bestande mußte der Einbau von Material doppelt überlegt werden. Um so mehr war anzuerkennen, daß in kurzer Zeit bei wenig Arbeitskräften und wenig Material an den einer Landung am meisten ausgelegten Küstenpunkten starke Verteidigungsanlagen entstanden, die die schwer zu vereinigenden Forderungen miteinander zu verbinden suchten, gute Feuerwirkung auf die voraussichtliche Landungsstelle zu gestatten und dabei dem Feinde keine günstigen Ziele zu bieten. Maschinengewehre und einzelne Geschütze, so eingebaut, daß sie von See aus nicht sichtbar waren, faßten flankierend die Uferstreifen. Hinter den vordersten Graben lagen im gegenseitigen Feuerbereich Infanteriestützpunkte. Drahthindernisse, an einzelnen Stellen im flachen Wasser versenkt, sollten den landenden Gegner im Feuer festhalten, Tretminen dem Feinde beim Betreten des Bodens Verluste zufügen. Um die Truppe zu längerem Aushalten in den Küstenstellungen zu befähigen und unabhängig von der Zufuhr zu machen, errichtete man allenthalben kleine Munitions- und Verpflegungsdepots. Auch die Einrichtung des Sanitätsdienstes wurde nicht vernachlässigt. Eine wesentliche Erschwerung der Arbeit lag darin, daß mit Rücksicht auf die feindliche Beobachtung und Beschießung meist nur unter dem Schutz der Dunkelheit gearbeitet werden konnte. So vergingen für Führung und Truppen vier Wochen angestrengtesten Dienstes.

Nach dem Mißerfolge des 18. März hatte sich die englische Flotte ruhig verhalten. Sie wartete im Hafen von Mudros auf die Operationsbereitschaft der Armee. Um so häufigere und lebhaftere Besprechungen hatten auf dem englischen Flaggschiff „Queen Elisabeth“ über die Fortführung des Unternehmens zwischen dem Flottenchef und General Sir Hamilton stattgefunden. Letzterer war, nachdem am 10. März Stärke und Zusammensetzung des Expeditionskorps endgültig festgesetzt worden waren,*) zum Armeeführer ernannt worden, am Vorabend der Flottenoperation an den Dardanellen eingetroffen und Zeuge des gewaltigen

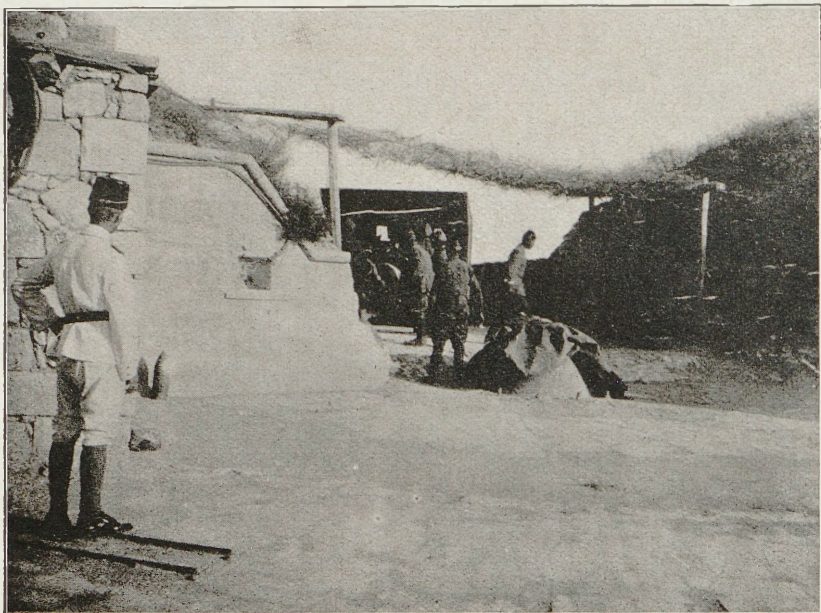
*) Siehe Seite 63.



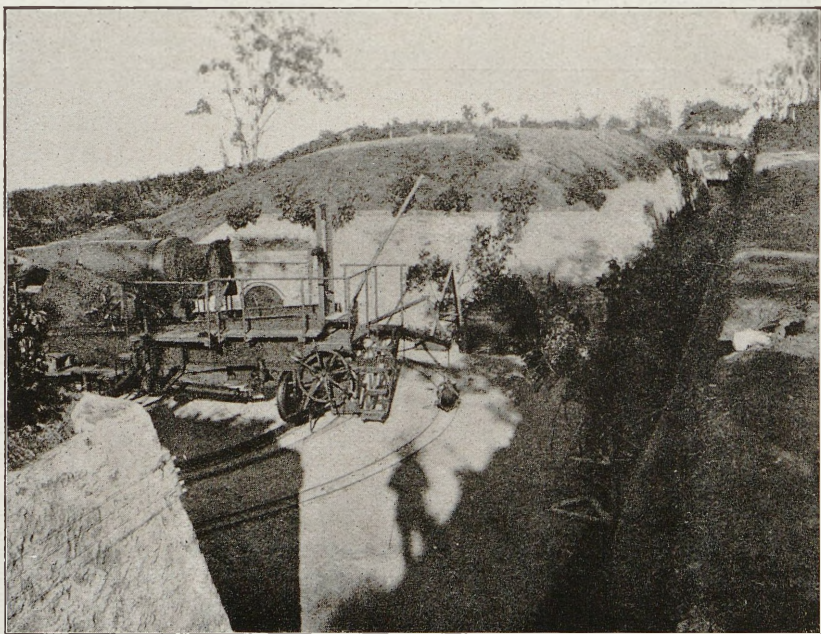
Untergang der
„Majestic“ (englische
Fliegeraufnahme).



Türkische Scheinbatterie an den Dardanellen.



Türkische 15 cm-Batterie.



Türkische 24 cm-Batterie.

Schauspiels gewesen. Auch er hatte unter dem frischen Eindruck der schweren Verluste die Überzeugung gewonnen, daß die Flotte allein nicht imstande sein würde, die Meerengen zu nehmen, und daß die Armee nunmehr in die Bresche treten müsse. Er erkannte klar, daß die Aufgaben, die jetzt der Lösung harreten, ganz andere waren, als wie sie ihm bei der Abfahrt aus England am 12. März vorgeschwebt hatten, und wie sie ihm von Lord Kitchener auseinandergesetzt worden waren. Nicht mehr handelte es sich um eine Unterstützung der Flotte, bei der die Armee der Marine zu folgen hatte, sondern umgekehrt wurde nun die Armee der Träger des Angriffs und hatte der Flotte voranzugehen. Sein strategisches Ziel war, wie General v. Liman richtig erkannt hatte, die Festung. Der Eigenart und der Schwierigkeiten seiner Aufgabe war sich General Hamilton wohl bewußt; der Schlüssel zum Siege lag in einer überraschend und schnell durchgeführten Landung, der die sofortige Inbesitznahme der die Festung beherrschenden Höhenstellungen folgen mußte. Bei der Größe dieser Aufgabe glaubte er sich erst recht an die ihm mitgegebene Weisung halten zu sollen, nicht vor vollständiger Versammlung der Truppen ans Werk zu gehen. Diese konnte aber nicht vor Mitte April beendet sein. Der Operationsaufschub entsprach zwar nicht der strategischen und taktischen Lage, hatte aber auch sein Gutes. Ein wesentlicher Bestandteil der dem General Hamilton überwiesenen Kräfte bestand aus einem aus Australiern und Neuseeländern zusammengesetzten Armeekorps, nach den Anfangsbuchstaben das „Anzakkorps“ genannt. An und für sich vorzügliches Menschenmaterial, besaß dieser erst vor wenigen Monaten zusammengestellte Verband nur geringe militärische Durchbildung und Erfahrung, die bei einer derartigen schwierigen Unternehmung, wie sie eine Landung und ein Angriff in unbekanntem Gelände gegen einen starken Feind darstellten, leicht versagen konnten. Für die Förderung der Verwendbarkeit dieser Truppe war also der Operationsaufschub von Nutzen. Gleichwohl wurde dem englischen Heerführer der Entschluß, den Aktionsbeginn auf Ende April zu verschieben, nicht leicht. Alles sprach vom taktischen und strategischen Standpunkt für sofortiges Handeln; jeder Tag Aufschub gab dem Dardanellenverteidiger Zeit, sich zu verstärken, erschwerte also Landung und Angriff. Aber die Verhältnisse waren diesmal stärker als der Wille des Führers. Erst in

der zweiten Aprilhälfte war General Hamilton so weit, um mit seiner rund 100 000 Mann starken, aus vier englischen und einer französischen Division*) bestehenden Armee den großen Schlag wagen zu können.

*) 29. Division, 1. australische Division, australische und Neu Seeland-Division, Royal Naval-Division, 1. französische Division.

Die englische Landung Ende April.

In angestrengter Arbeit waren die ersten Wochen auf Gallipoli für Deutsche und Türken wie im Fluge vergangen. Täglich sah man den Armeeführer im Gelände. Überall prüfte er selbst die Durchführung seiner Anordnungen und spornte Führer und Truppe zu immer noch gesteigerten Leistungen an. Als vier Wochen nach der Befehlsübernahme über die 5. Armee verstrichen waren, durfte sich General v. Liman sagen, daß die Zeit gut ausgenutzt worden war und mit Ruhe den kommenden Ereignissen entgegengesehen werden konnte. Mittlerweile hatte der Frühling seinen vollen Einzug gehalten. Die im Herbst nach der Sonnenhitze ausgebrannten, lehmfarbenen Höhen schimmerten im schönsten Grün; zahllose Blumen erfreuten das Auge. Die Luft, von einer wundervollen Klarheit, rückte alle Gegenstände näher; zum Greifen nahe schienen die fernen, das Menderes-Tal einfassenden, Höhenzüge und die schön geschwungenen Bergformen von Tenedos, Imbros und Samotraki. Ruhig lag das tiefblaue Meer. Unvergesslich prägte sich das freundliche Bild ein, das sich von der Unterkunft des Stabes des Oberbefehlshabers in Gallipoli bot. Nach der einen Seite dehnte sich das Marmara-Meer mit der hochragenden gleichnamigen Insel im Hintergrund aus, nach der anderen zogen sich die sonnenüberglänzten Dardanellen, weit im fernen Blau sich scheinbar zusammenschließend. Vom asiatischen Ufer grüßten stattliche Siedlungen freundlich herüber. Ab und zu zog ein Segel über das ruhig atmende

Meer. Auch die Bevölkerung ließ sich nicht in ihrer gewohnten Tätigkeit stören. Zwar hatten die seewärts gelegenen Ortschaften geräumt werden müssen, da sich immer wieder herausstellte, daß deren griechische Bevölkerung Spionage trieb und Nachrichten an die vorüberfahrenden Kriegsschiffe vermittelte, aber die landeinwärts gelegenen Dörfer waren unangetastet geblieben. Vor den kleinen Moscheen, unter alten Platanen und an den meist schön verzierten Brunnen spielte sich das dem europäischen Auge so ungewohnte und reizvolle beschauliche Leben des Orients ab. An den niedrigen Tischen vor den bescheidenen Kaffees hockten würdige Patriarchengestalten, die sich beim Vorübergehen des Fremden höflich erhoben. In den engen Bazaren von Tchanak und Gallipoli herrschte eifriges Kommen und Gehen und geschäftiges Treiben. Schwer beladene Kameltarawanen schwankten bedächtig durch die schmalen Gassen. Schwarzhaarige Wasserbüffel zogen schwerfällige Karren mit Scheibenrädern, wie sie der Orientale schon vor Jahrtausenden gebraucht hat, oder lagen behaglich in Wassertümpeln. Unter ausgedehnten Eichenhainen und auf schwellenden Wiesen weideten stattliche Herden fettschwanziger Schafe. Die Hänge von Erenköy waren mit köstlichem Wein bedeckt. Ein Bild des Friedens; nur ab und zu mahnten langsam verhallender Kanonendonner und die noch weit vom Innern des Landes her auf dem Meere sichtbaren Mastspitzen der Kriegsschiffe an den Ernst der Stunde. Wie so bald sollte dieses Bild des Friedens grausam gestört werden!

Am 24. April war eine große Übung bei der 11. Division auf dem asiatischen Ufer abgehalten worden, die wie alle damals durchgeführten Übungen die Entwicklung der Truppen gegen eine angenommene Landung zur Grundlage hatte. Erst am späten Nachmittag langte General v. Liman, in dessen Begleitung die Rittmeister Prigge und Mühlmann waren, wieder in Gallipoli an. Die Meldungen aus den Küstenabschnitten ergaben das gewohnte Bild: nichts, was irgend einen Verdacht erwecken konnte. Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch reißt plötzlich starker Kanonendonner, der aus verschiedenen

Richtungen herüberschallt, unsanft aus dem Schlaf. Bald laufen die ersten Nachrichten ein. Von der Landenge bei Bulair kommt die Meldung, daß eine starke feindliche Flotte in Höhe der dortigen Festungswerke liege; Kriegsschiffe hätten das Feuer eröffnet, zahlreiche Transportschiffe seien festgestellt. Vom asiatischen Ufer trifft die Meldung ein, daß Kriegs- und Transportschiffe sich der Besika-Bucht nähern, und daß weiter nördlich in Höhe von Kum Kale ein anderes Geschwader, ebenfalls Kriegsschiffe und Transporter, steht, das die Küste unter Feuer nimmt. Meldungen ähnlichen Inhalts, die aber schon von Landungsversuchen an der Südspitze der Halbinsel und nördlich von Kaba Tepe sprechen, erstattet die 9. Division.

Der große Tag war also da! Was tun? Auf Grund dieser ersten Nachrichten neue Maßnahmen zu treffen, erschien nicht ratsam. Noch ließ sich die Lage nicht übersehen, noch war nicht zu erkennen, wo der Feind den Hauptschlag zu führen gedachte; denn daß er an allen Punkten gleichzeitig mit starken Kräften landen würde, war nicht anzunehmen. General v. Liman entschloß sich, von Gallipoli auf die nahen Höhen von Bulair zu reiten, um persönliche Umschau zu halten und erst die Klärung der Lage abzuwarten. Auf der Höhe angelangt, bot sich ein imposantes Schauspiel. Eine ganze Armada — allein an 20 große Schiffe — war im Golf von Saros vor Anker gegangen, einige Schiffe befanden sich noch in Fahrt. Die Artillerie der Kriegsschiffe war in voller Tätigkeit und spie Rauch und Feuer. Die hochragenden Erdwerke von Bulair waren in Qualm und Staub eingehüllt. Torpedoboote patrouillierten nahe am Ufer und nahmen das kleinste Ziel unter Feuer. Von der Tätigkeit und Beweglichkeit der Kriegsschiffe stach die Ruhe, die auf den Transportern herrschte, eigenartig ab; nichts deutete auf ein Ausbooten von Truppen hin. Wollte der Feind hierfür erst die Dunkelheit abwarten?

Die im Laufe des Tages eintreffenden Nachrichten gestatteten noch kein klares Bild der Lage. Vom asiatischen Ufer fehlten sie ganz. Von der Südspitze der Halbinsel war bekannt, daß dort schwere Kämpfe im Gange waren, und daß es dem Feinde gelungen war, an einigen Punkten festen Fuß zu fassen. Die 9. Division hatte ihre Absicht geschnellet, nach Einbruch der Dunkelheit zum Gegenangriff überzugehen.

Auch bei Ariburnu hatte der Gegner landen können und etwas Gelände gewonnen, die 19. Division war aber im Begriff, den Gegner wieder ins Meer zu werfen. Bei Bulair hatte der Feind auch im weiteren Verlaufe des Tages keine Anstalten gezeigt, Truppenausladungen vorzunehmen. Auffallend war, daß die Schiffe nicht tief im Wasser lagen. Ihre Deckaufbauten waren so sorgsam maskiert, daß man nicht erkennen konnte, was auf ihnen vorging. Die Festung teilte mit, daß anscheinend die Minensperren durch U-Boote unterfahren waren. Daß ihnen dies gelungen war, wurde bald ersichtlich, als sie vom Marmara-Meer aus Feuer auf die Höhen von Bulair richteten. Gegen Abend liefen Hilferufe der 9. Division von der Südspitze ein. Die Entscheidung war für den Armeeführer nicht leicht. Von den drei Gruppen der Armee standen zwei in schwerem Gesecht, die dritte war noch nicht angegriffen. Es war kaum zu verantworten, diese letztere jetzt schon angesichts eines Gegners fortzuziehen, der jederzeit an einer Stelle zur Landung schreiten konnte, die für den Fortgang der Operation von besonderer Bedeutung war. Gewiß verstärkte sich der Eindruck, daß es sich hier nur um eine Demonstration handelte. Die Möglichkeit aber bestand fort, daß der Feind durch seine Landungen am asiatischen Ufer und auf dem südlichen Teil der Halbinsel bezweckte, die türkischen Kräfte auf sich zu ziehen, um dann, wenn dies gelungen, an dieser empfindlichen Stelle die entscheidende Landung mit den Hauptkräften vorzunehmen. Trotz der Undurchsichtigkeit der Lage bei Bulair glaubte jedoch General v. L i m a n schon am Abend des 25., einige Bataillone der 5. und 7. Division abgeben zu können. Sie wurden in der Nacht zu Schiff nach Maidos übergeführt und gleich zu der schwer kämpfenden 9. Division in Marsch gesetzt. Auch in der Nacht vom 25./26. erfolgten keine Landungen am oberen Sarosgolf, obwohl das Artilleriefeuer auch dort anhielt. Nunmehr über die Lage bei Bulair beruhigt, ordnete der Armeeführer die Überführung der Masse der 5. und 7. Division nach Maidos in der kommenden Nacht (26./27.) an, da wegen der in das Marmara-Meer eingedrungenen U-Boote Schiffstransporte nur während der Dunkelheit ratsam waren*). Er selbst eilte gleichfalls nach Maidos, um dem Kampffelde nahe zu sein.

* Nur die Infanterie wurde verladen, Kavallerie und Artillerte marschierten.

Nur einige Arbeiter-Bataillone blieben bei Bulair zurück, die mit den stehengelassenen Zeltlagern der Division ihrerseits dem Gegner das Vorhandensein von Truppen vortäuschen sollten.

Allmählich klärte sich das Bild über die Ereignisse des 25. April. Im Morgengrauen hatten die türkischen Wachtposten bei Rum Kale die Annäherung zahlreicher Schiffe beobachtet. Fünf Kriegsschiffe hatten bald darauf das Feuer auf Ufer und Hintergelände eröffnet. Nach mehrstündigem Bombardement war eine Landung erfolgt, die der schwache Uferschuß in dem offenen Gelände nicht hatte verhindern können. Es war zu einem heftigen Ortsgefecht in Jeni Schehir gekommen, das mit der allmählichen Zurückdrängung der Türken geendet hatte. Im Laufe des Tages erfolgten weitere Ausladungen, so daß gegen Abend etwa 3000 Franzosen auf asiatischem Boden standen. Gegen diesen Gegner entwickelte sich die 3. Division, vermochte aber tagsüber wenig auszurichten, da der Feind in dem Feuer seiner Flotte einen zu mächtigen Verbündeten hatte. Die Spitzen der Gefechtsmasten der Kriegsschiffe ragten über die Uferböschungen heraus, so daß der ganz Küstenabschnitt eingesehen war und jede Bewegung der Division unter einem mörderischen, teilweise flankierenden Feuer lag. Erst nach Einbruch der Dunkelheit konnte die Division zum Gegenstoß antreten. In erbittertem Handgemenge wurde der Feind aus Jeni Schehir*) zurückgedrückt, aber mit Tagesanbruch des 26. wurde das Verbleiben in diesem unmittelbar unter dem Feuer der Schiffskanonen liegenden Dorfe unmöglich.

An der Südspitze der Halbinsel war es zu Kämpfen größeren Ausmaßes gekommen. Auf allen in Aussicht genommenen Landungsstellen hatte vom Morgengrauen an schweres Artilleriefeuer gelegen. Danach waren schon im vollen Tageslicht eine Unzahl mit Truppen besetzter Boote gegen die Küste in Bewegung gesetzt worden. Die Annäherung wurde nicht beschossen. Die Türken verzichteten auf das günstige Ziel, um ihre Stellungen nicht vorzeitig der Schiffsartillerie zu verraten, die, sobald es zum Nahkampf kam, ja ohne weiteres ausgeschaltet war, da sich dann Freund und Feind vom Schiffe aus nicht

*) Über den schwachen Küstenschutz der 3. Division an dieser Stelle hatte ein deutscher Offizier, Hauptmann Schierholz, den Befehl.

mehr auseinanderhalten ließen. Infolgedessen wurde erst im unmittelbaren Moment des Landens ein vernichtendes Feuer auf den Gegner abgegeben, der an den meisten Stellen schwere Verluste erlitt. Es kam zu einem hin- und herwogenden Feuergefecht. Besonders bei Sedd ul Bahr war die Verteidigung so geschickt, daß die Engländer erst mit Einbruch der Dunkelheit stärkere Kräfte landen konnten, die sich aber mit dem Besitz des unmittelbaren Uferstreifens begnügen mußten.

Günstiger für die Engländer waren ihre Landungen bei Kap Tekke verlaufen. Hier gelang es, die todbringenden flankierenden Maschinengewehre der Türken zum Schweigen zu bringen und durch konzentrisches Zusammenwirken von zwei Landestellen aus festen Fuß zu fassen. Noch günstiger hatte sich weiter nördlich die Anfangslage für die Engländer gestaltet. Hier war die Landung sogar ohne jede Gegenwehr geglückt, weil in Anbetracht der schlechten Bodenverhältnisse die Türken dort mit Landungsversuchen nicht gerechnet hatten. Ein weiteres Vorgehen von dieser Stelle aus wurde aber durch türkische Reserven verhindert. Die Lage war hier für die Engländer so ernst, daß sie die gelandeten Truppen in den dunklen Morgenstunden des 26. wieder zurücknehmen mußten.

Endlich war eine Landung schwacher Kräfte innerhalb der Dardanellen an der Morto-Bucht erfolgt. Mit Unterstützung der Schiffsartillerie, welche die Türken niederhielt, gelang es den Engländern, den Höhenrand von Eski Hissarlık in Besitz zu nehmen und gegen türkische Gegenangriffe zu halten. Dieses Fußfassen an einigen Uferstellen der Südspitze mußte der Engländer — 29. Division — teuer erkaufen: von 9000 gelandeten Mann waren 3000 gefallen oder verwundet.

Einen ganz anderen Verlauf hatte der 25. April bei Arburnu genommen. Hier wollte der Engländer überraschend an Land gehen. Auf vorheriges Bombardement war daher verzichtet worden. Mit abgeblendeten Lichtern näherte sich die Flotte der Küste. Bei spiegelglatter See und begünstigt durch Mondschein, stiegen die Landungstruppen in die Boote. Kein Lärm, kein lautes Kommando waren vom Ufer aus zu hören. Mit größter Lautlosigkeit bewegte sich die Bootsflotte auf das Ufer zu, nachdem der Mond untergegangen war. Als das erste Morgen-



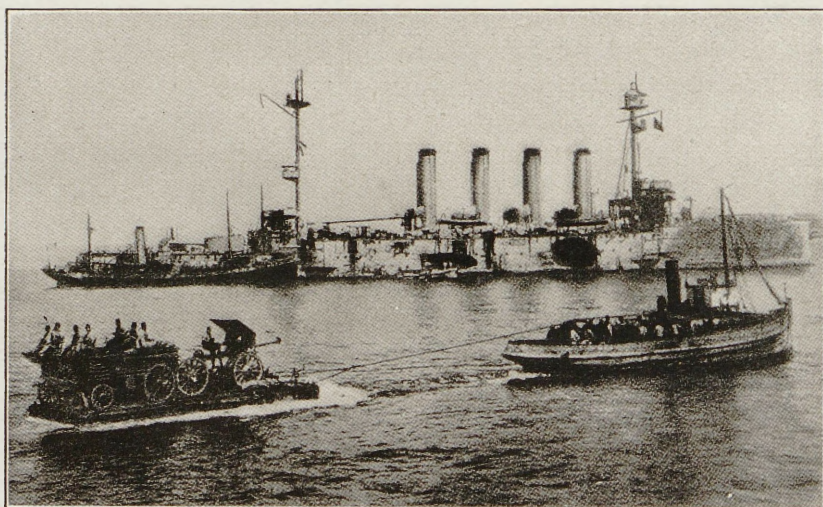
Landung (nach einer englischen Zeichnung). 1915.



Ausbooten englischer Truppen bei der Halbinsel Gallipoli.



Außerschiffung französischer Matrosen.



Landung eines englischen Geschützes.

grauen anbrach und die Spitzen der Höhen sich vom heller werdenden Horizont abhoben, war man dicht am Ufer, zwar nicht an der beabsichtigten Stelle hart nördlich Kaba Tepe, sondern, eine Folge der starken Strömung, ein ganzes Stück weiter nördlich bei Arburnu, wo weniger günstige Landungsverhältnisse vorhanden waren. Im ungewissen Licht des anbrechenden Tages sahen die türkischen Posten plötzlich die gewaltige Bootsflotte auftauchen. Die Überraschung ist also bis dahin gelungen, aber der Verteidiger schnell gefaßt. Das Vorpostenbataillon eröffnet sofort das Feuer auf die nur wenige Meter vom Ufer entfernten Boote, deren Besatzung ins Meer springt, um so schnell wie möglich an Land zu kommen. Vor der gewaltigen Überlegenheit — rund 1500 Mann waren auf einmal gelandet — müssen die Türken zurück. Sie weichen auf das zerrissene Höhengelände aus, scharf gedrängt von den Australiern, denen eingeschärft worden war, rasch und kräftig vorzustürmen. Wenige Minuten nach den ersten Gewehrschüssen ertönt auch Kanonendonner, und aus Süden von den bei Kaba Tepe eingebauten Geschützen fegen Granaten und Schrapnells über die Landstelle, Verwirrung und Verluste verursachend. Nun eröffnet auch die auf der Lauer liegende feindliche Schlachtflotte das Feuer auf die türkische Artillerie und versucht vergebens, diese zum Schweigen zu bringen. Da Überraschung nicht mehr in Frage kommt, wird besonders der Raum, in dem man die türkischen Reserven vermutet, unter Feuer genommen. Heulend fahren die schweren Geschosse über die Höhen und bersten, die Luft erzittern machend, in Maidos. Das Krachen der zusammenstürzenden Häuser mischt sich mit dem Stöhnen und Klagen der so unsanft aus dem Schlaf geweckten und unter den Trümmern begrabenen Einwohner. Schon bei dem ersten Gefechtslärm wird die 19. Division im Bivak westlich von Maidos munter. Ihr Führer ist der Oberstleutnant Mustafa Kemal, der jetzige Gebieter der Türkei. Meldungen über die Vorgänge laufen nur unklar und verspätet ein. Doch er ahnt die Gefahr und, sich eins mit den Auffassungen des Armeeführers wissend, setzt er ein Regiment und eine Batterie auf den Sari Bair in Marsch. Er selbst reitet voraus. Bald kommt ihm das zurückweichende Vorpostenbataillon des 27. Regiments der 9. Division entgegen und wird wieder mit vorgerissen. Der

Gefchoßregen fällt immer dichter. In breiter Front gehen die Türken vor und drücken die in vereinzelt Gruppen vordringenden Australier zurück. Mustapha Kemal bringt selbst die Batterie in Stellung und zieht allmählich seine ganze Division heran. Aber auch die Australier verstärken sich. Allerdings liegt jetzt die Landestelle unter heftigem Artilleriefeuer, doch trotz großer Verluste landen auch die folgenden Staffeln. Bis 7³⁰ vorm. stehen 8000 Mann, bis 2⁰ nachm. 12 000 Mann und zwei indische Gebirgs-Batterien auf dem Boden von Gallipoli. Befehle werden nicht gegeben und auch nicht erwartet. Jeder sieht den zackigen Höhenkamm, um dessen Besitz es geht. Der von den Höhen bringende Gefechtslärm treibt zur Eile. So kommt es nicht zu geschlossenen Gefechts-handlungen, in dem zerklüfteten, unübersichtlichen Gelände bilden sich hier und dort Kampfgruppen. Wehe, wenn die vorstürmenden Truppen in tief eingeschwittene, von Maschinengewehren beherrschte Schluchten geraten, aus denen es kein Entrinnen gibt. Beide Teile wissen, worum es sich handelt, deshalb wird Pardon weder gegeben noch verlangt. Australier und Türken stürmen im Bajonettkampf immer erneut gegeneinander an, hier wird Boden gewonnen, dort geht Boden verloren. Das hin- und herwogende Gefecht und die enge Gefechtsberührung machen es der Flotte unmöglich, in den Nahkampf einzugreifen. Desto mehr verdichtet sich das Feuer auf die Stellen, wo die Anwesenheit oder die Vorführung türkischer Reserven vermutet wird. Am Nachmittag gelingt es dem Engländer, eine Gebirgs-Batterie in die vorderste Linie zu bringen. Gegen Abend bilden sich so etwas wie zwei Linien. Auf beiden Seiten schwerste Verluste, Erschöpfung, heillofes Durcheinander. Auf englischer Seite herrscht dazu noch Wasser- und Munitionsmangel, 2000 Verwundete warten am Strande auf Abtransport. Die Lage erscheint so ernst, daß die englischen Unterführer den Gedanken einer Räumung in Erwägung ziehen.

Dieser Schlachtverlauf ist natürlich erst nachträglich auf Grund der Gefechtsberichte von beiden Seiten festzustellen gewesen. In den Tagen selbst herrschte bei Freund und Feind eine qualvolle Ungewißheit, die übermenschliche Forderungen an die Nerven stellte. Obgleich im Zeltlager Esad Pascha am Maltepe, wo er im Laufe des 26. eintrifft, dem Gefechtsfeld viel näher, ist General v. Liman über den Gang der

Schlacht nur ungenau unterrichtet. Der Nachrichtendienst versagt, die Leitungen sind zerschossen, auch die Unterführer wissen nicht, wo ihre Truppen stehen. Nur soviel ist aus den Meldungen zu entnehmen, daß der Kampf auf allen drei Landungsabschnitten weitertobt und es noch nirgends gelungen ist, den Feind ins Meer zurückzuwerfen. Allerdings gewinnt der Armeeführer den Eindruck, daß er es auf dem asiatischen Ufer nur mit schwächeren Kräften des Feindes zu tun hat. Auch der Sorge um Landungen im Golf von Saros ist er enthoben; denn dort unternimmt der Feind auch am 26. keinen Landungsversuch. Von den beiden am europäischen Ufer gelegenen Gefechtsfeldern erscheint die Lage unten im Süden bei Sedd ul Bahr am bedenklichsten. Fehlen auch noch nähere Nachrichten, so ist ein allmähliches Vorschieben der feindlichen Linie doch unverkennbar. Weiter nördlich bei Ariburnu sind dagegen die beherrschenden Höhen fest in türkischer Hand, keine englischen Fortschritte sind von dort gemeldet. An den tags zuvor getroffenen Anordnungen ist nichts zu ändern, neue erübrigen sich im Augenblick. Die von Bulair herangezogenen Divisionen, die erst in der Nacht zum 27. in Maidos eintreffen können*), werden zur Verstärkung der schwer ringenden Truppen sowohl an der Südspitze wie bei Ariburnu dienen müssen. Aus Asien jetzt schon Truppen herüberzuziehen, erscheint noch verfrüht. Die aus Konstantinopel erbetenen Verstärkungen sind erst in einigen Tagen zu erwarten.

Im großen und ganzen entsprach diese Beurteilung, die sich der Armeeführer am Abend des 26. April auf Grund der vorliegenden Meldungen machte, der wirklichen Lage. Bei Kum Kale waren am 26. neue Landungen nicht erfolgt, aber die Kämpfe weitergegangen. Das furchtbare Feuer, das auf der deckungslosen Ebene lag, lähmte die Bewegungen der 3. Division und verursachte schwere Verluste. Im Laufe des Tages erhielt General d'Almeida den Befehl des Generals Hamilton, die Truppen wieder einzuschiffen. Der mit der Landung beabsichtigte Zweck war erreicht. Man hatte die auf dem asiatischen Ufer befindlichen türkischen Kräfte gebunden und den dort stehenden Batterien die Möglich-

*) Außer den fünf am 25. April abends vorausbeförderten Bataillonen. Siehe Seite 94.

keit genommen, die englischen Landungen an der Südspitze unter Feuer zu halten. In der Nacht vom 26./27. erfolgte die Wiedereinschiffung. Ein gewaltiges Sperrfeuer von der Flotte her verhinderte ein Nachdrängen der 3. türkischen Division, die schwere Verluste — nahezu 2000 Mann, fast ausschließlich Opfer des Artilleriefeuers — zu beklagen hatte.

Bei Sedd ul Bahr tobte in der Nacht vom 25./26. und noch am 26. der Kampf ohne Unterbrechung weiter. Auch hier hatten die Türken unter dem Feuer der Schiffsartillerie schwer zu leiden. Auf drei Seiten von der feindlichen Flotte umfaßt, wurde die schmale Südspitze, die nur in einigen tief eingeschnittenen Wasserläufen Deckung bot, von schweren Geschossen geradezu durchpflügt. Jede Bewegung lag sofort unter vernichtendem Feuer. Ein Vorführen von Reserven tagsüber hätte sichere Vernichtung bedeutet. Jeder mußte sich, wo er war, eingraben und die Nacht erwarten. Aber auch die Dunkelheit gab nur unvollkommenen Schutz, da riesige Scheinwerfer der Kriegsschiffe dauernd das Gelände ableuchteten. Vom Lichtstreifen erfaßt, mußte die Truppe sich sofort hinwerfen. Nur völlige Unbeweglichkeit, die dem feindlichen Beobachter irgendwelche Bodenbewachung vortäuschte, rettete vor Vernichtung. Dieses nächtliche, mit kaum nachlassender Heftigkeit wütende Feuer übte insbesondere eine starke moralische Wirkung aus. Auch am 26. mußten das 25. und 26. Infanterie-Regiment der 9. Division allein kämpfen. Erst am Spätnachmittag trafen die tags zuvor von Gallipoli aus in Marsch gesetzten Bataillone der 5. und 7. Division ein.

Die Angriffe der Engländer richteten sich vor allem gegen die Ortschaft Sedd ul Bahr. An diesem Hauptlandeplatz war bisher am wenigsten Boden gewonnen worden; solange man aber hier nicht festen Fuß gefaßt hatte, war die ganze Stellung an der Südspitze unhaltbar.

Ein einstündiger Eisenhagel, der alles Leben zerstören muß, ergießt sich als Vorbereitung des Infanterieangriffs vom „Albion“ und anderen Kriegsschiffen auf die türkischen Verteidigungsanlagen und das Dorf. Gleichwohl, als die englische Infanterie vordringt, wird es in den rauchenden Trümmern und zerschossenen Anlagen doch wieder lebendig; ein wütender Nahkampf entbrennt, der die Engländer erst nach schweren Verlusten in den Besitz des Dorfes bringt. Schnell aber zeigt sich, daß hiermit

noch nicht genug gewonnen ist. Nicht weit hinter dem Dorf liegt ein die ganze Umgebung beherrschendes Infanteriewerk, auf das die feindliche Flotte nunmehr ihr Feuer vereinigt. Ein Orkan von Eisen ergießt sich über das Werk und zerlegt die Verteidiger. Was noch am Leben geblieben ist, wirft sich, als noch in Rauch und Dampf der Engländer herannah, diesem mit dem Bajonett entgegen. Doch der Verlust der Stellung ist nicht zu verhindern, aber die damalige Heldenleistung des III. Bataillons des 26. Infanterie-Regiments, die von den Engländern voll anerkannt wird, verdient auch in der deutschen Darstellung des Dardanellenfeldzuges eine ehrenvolle Hervorhebung.

Gegen Abend des 26. April war die Kraft der 9. Division im wesentlichen gebrochen. In achtundvierzigstündigem Kampf unter einem Höllenseuer der englischen Artillerie, dem die Türken nichts Gleichwertiges entgegenstellen konnten, hatten die Regimenter 25 und 26 rund 2000 Mann verloren. Vor der gewaltigen Übermacht von rund 12 000 Engländern mußten die Reste der Division zurückgehen und dem Feinde den an und für sich schmalen, jedoch bedeutungsvollen Bodenzügel von Esti Hissarlık bis nordöstlich Kap Tekke überlassen.

Nicht minder erbitterte Kämpfe spielten sich am 26. April im nördlichen Kampfabschnitt ab. Der Befehl des Generals Hamilton, der den Vorschlag seiner Unterführer zur sofortigen Wiedereinschiffung mit der lakonischen Weisung „Eingraben und Durchhalten“ beantwortet hatte, hielt das Anzackcorps in seinem schmalen Küstenstreifen fest. Geländegewinn war deshalb für die Angreifer ein Gebot der Selbsterhaltung. Das die ganze Nacht hindurch anhaltende Feuer steigerte sich mit Tagesanbruch zu erneuter Hefigkeit. Denn ebenso wie die Australier vordringen mußten, waren die Türken nicht minder von dem Gedanken beherrscht, den Gegner ins Meer zu werfen, bevor er sich eingenistet hatte. Die ganze 19. Division und das Regiment 27 der 9. Division stürmten nach kurzer artilleristischer Feuervorbereitung gegen die englische Linie an. Im Kampfe Mann gegen Mann färbte sich der Heideboden an vielen Orten rot. Keiner der beiden Parteien gelang es, ihre Absichten zu verwirklichen. Als der Abend hereinbrach, lagen sie sich, stark geschwächt und erschöpft, in ungefähr denselben Stellungen gegenüber wie am Morgen des Tages.

Am 27. April ging der Kampf bei Ariburnu weiter. Zuviel stand für die Türken auf dem Spiel, als daß sie sich mit dieser Lage hätten abfinden können. Verstärkt durch einige Bataillone der 5. Division, die, kaum in Maidos ausgeladen, sofort auf das Schlachtfeld geführt worden waren, rannten die Osmanen am frühen Morgen gegen die in der Nacht weiter verstärkte englische Stellung an. Diesmal gelang der Angriff*), besonders auf dem rechten Flügel, wo die Engländer bis ans Meer zurückgedrückt wurden, aber schwere Verluste und die Erschöpfung der Truppe verhinderten eine Behauptung dieses Bodengewinnes.

Bei Sedd ul Bahr waren am 27. April ebenfalls heftige Kämpfe im Gange. Angreifer waren hier die Engländer. Die fast ausgeblutete türkische 9. Division war nicht mehr in der Lage, starken Widerstand entgegenzusetzen, und die tropfenweise eintreffenden Verstärkungen der 5. und 7. Division, die, vom Nachtmarsch ermüdet, so, wie sie waren, in die Schlacht geworfen werden mußten, konnten das Schicksal des Tages nicht wenden. Deshalb gewannen die Engländer, besonders auf ihrem linken Flügel, beträchtlich an Boden und standen am Abend des 27. in einer ziemlich gerade verlaufenden Linie von Eski Hissarlık bis zur Mündung des Sigin Dere.

*) Nach türkischen Angaben.

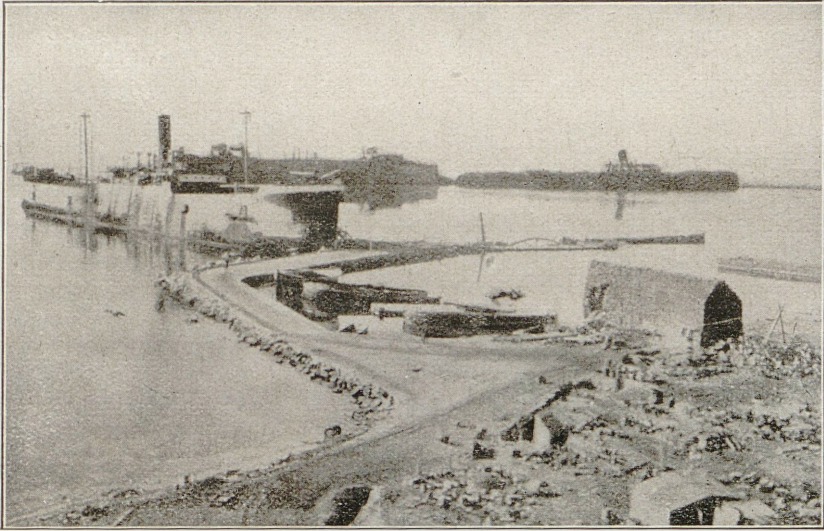
Die schweren Kämpfe nach der Landung.

Drei Tage blutigster Kämpfe waren somit vergangen. Der Engländer hatte an zwei Stellen auf der Halbinsel Gallipoli, unweit der Dardanellen-Werke, Fuß gefaßt. Die Landenge von Bulair war ganz frei vom Feinde geblieben, das asiatische Ufer hatte dieser am 27. früh wieder geräumt. Die türkische Armeeführung hatte nun die Bilanz aus dieser Lage zu ziehen.

Die strategische Aufgabe der 5. Armee bestand, wie wir gesehen haben, in dem Schutz Konstantinopels gegen einen Angriff von Westen, mit anderen Worten, in dem Schutz der Dardanellen-Festung vor einem Landangriff. Die erstrebte Lösung dieser Aufgabe, den landenden Feind gar nicht erst festen Fuß fassen zu lassen, war mißglückt. Nach Lage der Dinge hatte das nicht verhindert werden können. Der Feind stand nun in gefährlicher Nähe des Herzstücks der Dardanellenverteidigung, nur 8 bzw. 25 km entfernt. Hieraus ergab sich die Forderung, den Gegner unverzüglich ins Meer zu werfen. Dies war nur durch einen Angriff zu erreichen, der möglichst schnell zu erfolgen hatte. Noch war der Feind in dem gerade eroberten Gelände nicht eingerichtet, noch war der von den Türken bis zum Meer zu durchstoßende Raum schmal. Je mehr der Angriff auf sich warten ließ, um so mehr Zeit ließ man dem Gegner, sich einzunisten, schweres Kriegsmaterial an Land zu bringen und das in Besitz genommene Gelände festungsmäßig auszubauen. Daß dieser Angriff verlustreich sein würde, stand außer Zweifel. Aber ebenso sicher war, daß

die zu erwartenden Verluste, mochten sie sich noch so hoch belaufen, immerhin klein blieben im Verhältnis zu den Opfern, die ein langer Stellungskrieg kosten mußte. Noch andere Bedenken sprachen gegen einen Aufschub des Angriffs. Man überließ dann dem Feinde die Initiative und ermöglichte ihm, sich die Überlegenheit an Zahl und Material zu sichern, die ihn befähigte, den Angriff weiter vorzutragen und neuen Geländegewinn zu erzielen. Dies mochte in gewöhnlichen Verhältnissen ungefährlich sein, nicht aber hier, wo jegliche Tiefe des Operationsraumes fehlte, das strategische Objekt unmittelbar hinter der Armee, ja eigentlich schon in der Feuerzone lag. Endlich durfte nicht übersehen werden, daß, solange man an den Dardanellen um Konstantinopel kämpfte, die politische Bewegungsfreiheit des Landes stark und die militärische Bewegungsfreiheit ganz gelähmt war. Alle anderen strategischen Aufgaben, mochten sie für den Verlauf der Gesamtkriegshandlung noch so erwünscht sein, mußten zurückgestellt werden, solange für die Dardanellen Gefahr bestand.

Nach dieser grundsätzlichen Einstellung zum Angriff war noch das Wie der Ausführung zu erwägen. Welche Kräfte standen zur Verfügung? Von der seit 3 Tagen in dauerndem Kampf stehenden 9. und 19. Division durfte nicht mehr allzuviel erwartet werden. Auch die 5. und 7. Division waren schon in Mitteleidenschaft gezogen worden. An eigenen Kräften verfügte die 5. Armee noch über die auf dem asiatischen Ufer freigeordneten Truppen. Schon am 27. April, gleich nach dem Abzug des Gegners, hatten die 11. und Teile der 3. Division den Befehl erhalten, nach Tschanak—Maidos zu rücken. Aber diese Kräfte genügten nicht. Von den vom Großen Hauptquartier der 5. Armee zur Verfügung gestellten drei Divisionen (12., 15., 16.) mußte wenigstens das Eintreffen der Spitzendivision abgewartet werden. Damit war schon der Zeitpunkt der neuen Offensive festgelegt. Aber noch etwas anderes ergab sich aus diesem verhältnismäßig geringen Kraftzuwachs, der innerhalb der nächsten Tage zu erwarten war: die Unmöglichkeit, auf beiden Fronten gleichzeitig anzugreifen. Vor die Wahl gestellt, mußte man sich für den Angriff dort entscheiden, wo die größte Gefahr im Verzuge war. Dies war bei Sedd ul Bahr der Fall. Die Landestelle bei Ariburnu war zwar strategisch die gefährlichere, da der Feind hier der Festung viel näher



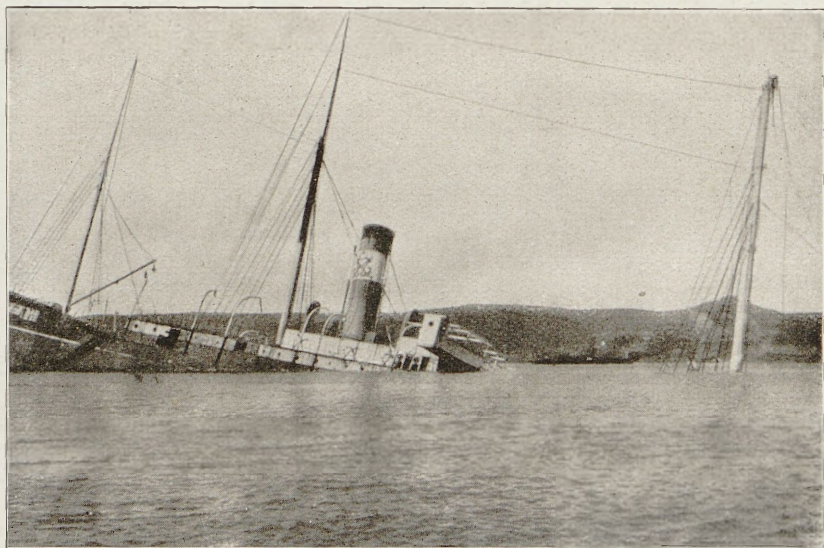
Englisch-französischer Landungsplatz bei Sedd ul Bahr. Als Wellenbrecher ein Dampfer und das alte französische Schlachtschiff „Massena“ versenkt.



Abwehr eines Landungsversuchs.



Gestrandeter türkischer Transportdampfer.



Versenkter türkischer Transportdampfer.

stand als der bei Sedd ul Bahr. Dafür war die türkische Front bei Ariburnu taktisch die stärkere; die beherrschenden Höhenzüge waren fest in türkischer Hand, die Stellung schon von Natur sehr stark. Bei Sedd ul Bahr dagegen wankte die türkische Front bedenklich. Im Falle eines weiteren Zurückweichens drohte die Gefahr, daß die entscheidende Höhe des Eltschi Tepe, von der, wie erwähnt, die Festung teilweise eingesehen werden konnte, in englische Hand fiel. Dies mußte unter allen Umständen verhindert werden.

Der Angriff gegen Sedd ul Bahr war nicht einfach. Die am Eltschi Tepe nur 8 km breite und allmählich nach Westen sich noch mehr verengende Halbinsel ließ keinen Platz für Entwicklungen und Umgehungen. Der auf beiden Flügeln angelehnte Feind konnte nur frontal angegriffen werden. In dem wenig Deckung bietenden Gelände war der Angreifer der vollen Feuerwirkung des an Land befindlichen Gegners und dessen die Halbinsel umrahmenden Flotte ausgesetzt. Jeder Angriff bei Tageslicht mußte daher unter den furchtbarsten Verlusten zusammenbrechen. So blieb nur die Möglichkeit eines Nachtangriffs mit allen seinen Schattenseiten der schwierigen Orientierung und der erschwerten Gefechtsleitung. Zusammengefaßt ergab sich also vom türkischen Standpunkt die gebietsrische Forderung, zu einem möglichst nahen Zeitpunkt durch Nachtangriff den Gegner bei Sedd ul Bahr ins Meer zu werfen. —

Der englische Armeeführer, General Hamilton, hatte am Morgen des 25. April zwei gewichtige Trümpe in der Hand gehabt: das Moment der Überraschung und die Überlegenheit an Zahl. Er hatte die Landungsstellen nach Belieben wählen und an den Punkten, für die er sich entschieden hatte, mit Hilfe des gewaltigen Schiffsparcs in kurzer Zeit starke Kräfte ans Ufer werfen, gekonnt. Dagegen hatte der Türke bis zuletzt hinsichtlich der vom Engländer in Aussicht genommenen Ausladepunkte im Dunklen tappen und, um auf alles vorbereitet zu sein, eine Teilung seiner Kräfte vornehmen, gemußt. Aber diese Trümpe in englischer Hand hatten nur beschränkte Gültigkeitsdauer; sie verfielen, falls nicht bald ausgenutzt. In dem Augenblick, wo die Landungen erfolgten, lüftete sich der Schleier; der Türke gewann seine Bewegungsfreiheit zurück und konnte die an dem vermuteten, aber vom Engländer nicht benutzten Landestellen bereit-

gehaltenen Truppen auf die nun feststehenden Ausladungspunkte ansehen. Alles kam also für die Engländer darauf an, so schnell als möglich den Küstenschutz und die dahinter stehenden örtlichen Reserven zurückzudrängen und gleichsam im Wettrennen um die beherrschenden Höhen diese eher zu erreichen als die von allen Seiten in Eilmärschen herannahenden Türken. Je mehr Zeit dieser Sprung auf die Höhen beanspruchte, um so mehr glich sich das Stärkeverhältnis zu Gunsten der Türken aus, deren anfängliche Unterlegenheit mit dem allmählichen Eintreffen von Verstärkungen sehr schnell eine Überlegenheit werden konnte.

Unter diesen Gesichtspunkten betrachtet, war die Lage für die englische Armee am Abend des 27. April durchaus unbefriedigend. Der Operationsplan konnte zunächst nur als in seinem ersten Teil, der Landung selber, als geglückt gelten. Das, was mit der Landung eigentlich bezweckt war, war nirgends erreicht. Sowohl bei Ariburnu als bei Sedd ul Bahr lagen die beherrschenden Höhen weit vor den englischen Linien. Bei Ariburnu flammerte sich die Truppe an einen denkbar ungünstigen Uferstreifen, der Bo'sengewinn betrug hier im Höchstmaß 1200 m. Bei Sedd ul Bahr war man zwar 5 km von der Küste vorwärtsgekommen, aber der Eltschi Tepe, das erste Operationsziel, lag fast ebensoviele Kilometer noch vor der Front. Hier sowohl wie bei Ariburnu befand sich der ganze Okkupationsraum einschließlich der Landestellen noch im Bereich der feindlichen Artillerie.

Der operative Grundgedanke forderte die unverzügliche Weiterführung des Angriffs. Daß die Angriffsbedingungen sich gegenüber den Vortagen verschlechtert hatten, war dem englischen Heerführer durchaus bewußt. Die Verluste steigerten sich erschreckend: in den drei ersten Kampftagen hatte die 29. Division $\frac{1}{3}$, das Anzakkorps $\frac{2}{3}$ der Gefechtskraft eingebüßt. Das traf um so empfindlicher, als Reserven nicht zur Stelle waren. Die sofort angeforderten und vom britischen Kriegsministerium bewilligten Verstärkungen*) konnten erst in einigen Tagen eintreffen. Dagegen näherten sich, wie die Luftaufklärung ergeben hatte, türkische Kolonnen von allen Seiten den Gefechtsfeldern. Aber durch längeres Abwarten wurde nichts gebessert, eigener Verstärkung stand

*) 42. Territorial-Division und eine indische Brigade, beide in Ägypten stehend.

feindlicher Zuzug gegenüber. Ergab sich so die Notwendigkeit der Fortführung des Angriffs von selbst, so konnte auch über die Ausführung kaum ein Zweifel sein. Bodengewinn war auf beiden Fronten erwünscht und notwendig. Der Schwerpunkt des Angriffs war jedoch dahin zu verlegen, wo die besseren Angriffsbedingungen winkten. Dies war bei Sedd ul Bahr der Fall. Hier konnte die Flotte mit ihrem Feuer die Armee in viel nachhaltigerer Weise unterstützen als bei Ariburnu. Hier fand auch die Landartillerie, die mittlerweile hatte ausgeladen werden können, günstigere Stellungen, und der Infanterieangriff stieß nicht auf die Geländeschwierigkeiten, die weiter nördlich sich entgegenstellten. Mit ausschlaggebend für Sedd ul Bahr war endlich auch die Feststellung, daß der Türke an dieser Stelle schon Zeichen nachlassender Widerstandskraft zeigte. Um die artilleristische Überlegenheit zur vollen Geltung zu bringen, waren für den Angriff die Tagesstunden zu wählen. Zusammengefaßt ergab also die Beurteilung der Lage am Abend des 27. April für den englischen Armeeführer, die Angriffe in erster Linie an der Südspitze der Halbinsel unverzüglich und unbeirrt fortzuführen.

Der Verlauf der Kampfhandlungen nach dem 27. April brachte den eben entwickelten operativen Gedankengang klar zum Ausdruck. Beiderseits lag der Schwerpunkt der Angriffe bei Sedd ul Bahr. Die Initiative wechselte von einer Seite zur andern, je nach der Erschöpfung der Kräfte und nach dem Eintreffen von Verstärkungen. Schon der 28. April war ein großer Kampftag. Verstärkt durch die mittlerweile gelandete französische 1. Division, die zusammen mit den bei Kum Kale eingesetzt gewesenen Kräften frei geworden war, machte der Engländer einen entscheidenden Versuch, seine Linien vorzuschieben. Nach kurzem, aber furchtbarem Bombardement der Flotte auf die beabsichtigte Einbruchsstelle bei Kirtha sahen die schwer mitgenommenen Regimenter der 9. türkischen Division starke Schützenlinien sich gegen ihre nur unvollkommen ausgebauten Stellungen entwickeln. Seit drei Tagen in ununterbrochenem Kampfe stehend, gaben sie anfangs besonders in der Mitte dem starken auf Kirtha gerichteten Drucke nach. Da Reserven nicht mehr verfügbar waren, befahl

der Divisionskommandeur, Oberst S a m i B e y, den allgemeinen Rückzug, der den Engländern den Kampfpreis, den Eltschi Tepe, in die Hände gespielt hätte. In diesem kritischen Moment trafen an der gefährdeten Stelle einige Kompagnien des 26. Infanterie-Regiments und Teile der 7. Division zur Verstärkung ein. Da gleichzeitig das feindliche Feuer — wegen Munitionsmangel, wie sich später herausstellte — schwächer wurde, nutzte der Türke die Gelegenheit schnell aus. Die 9. und 7. Division gingen zum Gegenangriff über, der den Engländern und Franzosen einen Teil des gewonnenen Bodens wieder abnahm. Gegen Abend wandte sich das Schlachtenglück abermals. Die türkischen Kräfte reichten nicht aus, um einem neuen starken Angriff der Engländer standzuhalten. Zwar kam die rückwärtige Bewegung bald zum Stehen, immerhin aber waren die Engländer ihrem Ziele um einige 100 m näher gerückt und hatten ihre Stellung besonders an den Flügeln verbessern gekonnt. Allerdings war dieser Gewinn sehr teuer erkauft. Die Absicht des Generals H a m i l t o n, am 29. erneut anzugreifen, ließ sich mit den gelichteten und am Ende ihrer Kräfte befindlichen Truppen der 29. englischen und 1. französischen Division*) nicht durchführen. Der augenblickliche Mangel an frischen Truppen, der den englischen Oberbefehlshaber zwang, im Angriff eine Pause eintreten zu lassen, verhinderte auch auf türkischer Seite den aus strategischen und taktischen Gründen unbedingt notwendigen großen Angriff sofort anzusetzen. Mit der Heranziehung der Verstärkungen ging kostbare Zeit verloren. Die Entfernungen waren groß, alle Bewegungen mußten mit Rücksicht auf die feindlichen Flieger, die unbestritten die Luft beherrschten, in die Dunkelheit verlegt werden.

Erst nach drei Tagen, am Abend des 1. Mai, standen genügend türkische Kräfte bereit, um einen Gegenangriff im Großen wagen zu können. Abgesehen von der 9. Division, die aber kaum noch eine kampffähige Truppe darstellte, und der gleichfalls stark mitgenommenen 7. Division, waren an frischen Truppen die 11. Division, die in Eilmärschen ohne Gepäc

*) Und auch wohl Teilen der Royal Naval-Division.

vom asiatischen Ufer herangezogen worden war, und Teile der 5. und 3. Division verfügbar. Über diese Truppen — alles in allem rund 18 000 Gewehre — hatte der Führer der 5. Division, Oberstleutnant v. Sodenstern, dem Rittmeister Mühlmann als Generalstabsoffizier beigegeben wurde, am 29. April den Befehl übernommen. Nach Anbruch der Dunkelheit auf dem Eltschi Tepe angelangt, bietet sich diesen Offizieren ein schaurigschönes Bild von überwältigender Größe. Ein Lichtermeer leuchtet im weiten Halbrund heraus. Da, wo man das Meer vermutet, schießen, als blitzende Punkte nur erkennbar, Torpedoboote und Pinassen zwischen den Vichizentren der großen Schiffe hin und her. Aus den Scheinwerfern ergießen sich auf die schmale Landzunge gewaltige Strahlenbündel blendenden Lichts, die bald sich zu großen Lichtstreifen vereinigen und einen Geländeabschnitt längere Zeit in Tageshelle tauchen, bald in unruhiger Bewegung hier und dort die nächtliche Dunkelheit aufreißen. Daneben rötlich glimmendes Zucken über dem Meer wie über dem Lande, das Kennzeichen des Artilleriefeuers. Ganze Salven sprühen aus den lodernden Breitseiten der Schiffe und zerplagen in mattgetöntem Rot in oder über der unglücklichen Erde. Das Dorf Kırthe, fast ausgebrannt, glüht noch in seiner Asche; nur zwei in Brand geschossene Getreidemühlen flammen noch hochauf. Zu dem rollenden Donner der Geschütze kommt das nicht abreißende Geknatter des Infanteriefeuers und das Tacken der Maschinengewehre. Es ist ein wundervolles, aber ernst und traurig stimmendes Bild von größter Eindruckskraft, besonders für den, der hier mit dem wirklichen Kriege in die erste Berührung kam. Am östlichen Fuße des Eltschi Tepe traf Oberstleutnant v. Sodenstern an einem versteckten Feuer den General Eşşad Paşcha, den Führer des III. Armeekorps*), dem General v. Liman gleich am 25. den Oberbefehl im südlichen Teil der Halbinsel übertragen hatte. Nach kurzer Unterweisung durch den bisherigen Führer fanden in der Gefechtszone Besprechungen mit mehreren Unterführern statt, die aber kein klares Bild der Lage ergaben. Eşşad Paşcha begab sich auf das nördliche Schlachtfeld.

Erst am frühen Morgen des 29. konnten die deutschen Offiziere einen

*) 7., 9. und 19. Division.

Überblick über die Lage vom Hang des Eltschi Tepe aus gewinnen. Ein herrliches Panorama breitet sich vor ihren Augen aus. Von goldener Frühlingssonne beschienen, leuchten wetteifernd Meer und Himmel im tiefsten Blau. Stolz hebt sich das Felsmassiv von Imbros ab. Freundlich lachen die grünen Matten der dem Eltschi Tepe vorgelagerten Landspitze herauf, von drei Seiten vom Wasser umschlossen. Weiße Flecke in der grünen Fläche bilden die jetzt zusammengeschossenen, vor kurzem noch stattlichen Ortschaften Kirthe und Sedd ul Bahr. Auf der den Dardanellen zugewendeten Seiten greift die Morto-Bucht weit ins Land hinein, während die Meeresküste in ziemlich gerader Linie verläuft. Wie eine Landkarte liegt das Land ausgebreitet, kaum eine Geländefalte bleibt dem Beschauer verborgen. Auch das asiatische Ufer mit dem vorspringenden Rum Kale und den Höhen von Erenköj ist zu übersehen. Und rückwärts schweift der Blick über die Tschanağ im Süden abschließenden Höhen, während unten an der schmalen Meerenge die sie schützenden Batterien erkennbar sind. Nur mit einem flüchtigen Blick kann dieses Bild erfasst werden, die ernste Gegenwart erfordert es, mit militärischem Auge zu sehen und zu urteilen. Da, wo in der Nacht ein heller Lichterfranz leuchtete, heben sich graue Kolosse vom blauen Meer ab, die ihre feuerspeiende Tätigkeit mit verdoppelter Wucht fortsetzen. Fernab vom Ufer liegt „Queen Elisabeth“, der Stolz englischer Schiffsbaukunst, eines der gewaltigsten Kriegsschiffe der Welt. Aus den mächtigen Rohren blüht es ununterbrochen, und das Krachen der 38-cm-Geschosse, die sich besonders gegen den Eltschi Tepe richten, ist ohrenbetäubend. Hinter den Hügeln von Esfi Hissarlık ragen die Gefechtsmasten des „Agamemnon“ empor, ununterbrochen zuckt das Mündungsfeuer aus seinen Schiffsluken. Auch die kleineren Fahrzeuge tragen zu dem Höllkonzert redlich bei. Teils im Hintergrunde, teils in der Nähe der Küste liegen Transporter. Mit bloßem Auge sieht man ein lebhaftes Kommen und Gehen von und zu den einzelnen Landstellen. Daß auch die türkische Artillerie nicht untätig ist, sieht man an den einzelnen Rauchwolken, die sich über Kap Tekke und Sedd ul Bahr kräuseln. Aber wie gering und klein sind diese Rauchwolken gegenüber den Schwaden, die über den türkischen Linien hängen! Nicht nur die osmanische Festungsartillerie, auch die Feldbatterien müssen mit ihrer Munition haushalten.

Die Gefechtslinie ist nicht vollständig zu erkennen; noch fehlt es auf beiden Seiten an Zeit und Material, noch wechseln die Linien zu häufig, als daß man sich richtig hätte eingraben und wirkliche Stellungen hätte einrichten können. Nur auf Höhe 83 nördlich von Esti Hissarlık heben sich die flüchtig aufgeworfenen Gräben deutlich ab.

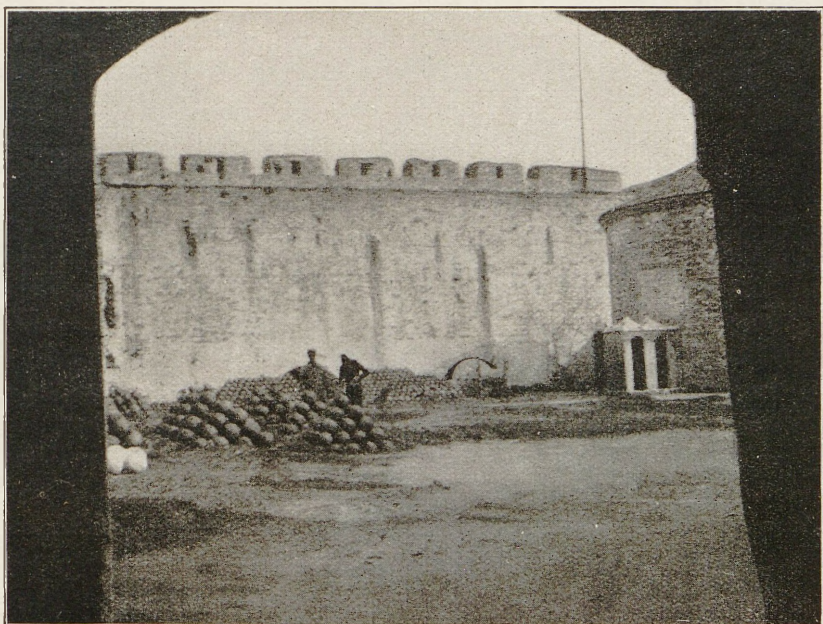
Doch es ist keine Zeit zu beschaulicher Beobachtung. Allzuviel bleibt noch vor dem großen Angriff zu tun übrig. Ein heillooses Durcheinander herrscht in den Befehlsverhältnissen, die Verbände sind völlig durcheinander geworfen. Was angekommen war, hatte sofort ins Gefecht geworfen werden müssen. Unausgeruht und schlecht verpflegt waren die Truppen nach ermüdenden Nachtmärschen ins Feuer geführt worden. Ein noch größeres Durcheinander herrscht hinter der Front. Fortwährend neu eintreffende Truppen erwarten ihre Befehle von einem nicht eingespielten, sondern ad hoc zusammengefügten Stabe. Die Schwierigkeiten und Gefahren einer mehrsprachigen Befehlserteilung machen sich unangenehm bemerkbar, das Nachrichtenetz ist völlig ungenügend.

Der Angriffsbefehl an sich war einfach. Wie schon erwähnt, kam nur ein Angriff bei Dunkelheit und ein rein frontales Vorgehen in Betracht. Haupterfordernis war, daß die Truppe nicht Richtung und gegenseitige Fühlung verlor und in unbeirrbarem Vorgehen den Bajonettkampf suchte. Mit Einbruch der Dunkelheit wurden am 1. Mai die Truppen, mit weißen Ärmelabzeichen zur gegenseitigen Kenntlichmachung versehen, in die ihnen bezeichneten Stellungen vorgeführt. Um 10⁰ abds. sollte das allgemeine Vorrücken beginnen.

Oberstleutnant v. Sodenstern nahm mit seinem Stabe am Südhang des Eltschi Tepe Aufstellung. Das Feuer hatte tagsüber in gewohnter Heftigkeit getobt und gegen Abend etwas nachgelassen. Würde es bald wieder aufleben, ein Zeichen, daß unsere vorgehende Infanterie allzufrüh entdeckt ist? Oder wird der Gegner gar nicht oder nur kurz das Feuer eröffnen können, bevor er zum Bajonett greifen muß? Unendlich viel hängt davon ab, ob die Überraschung gelingt. Minuten fieberhafter Spannung vergehen. Gegen 11⁰ abds. schallt heftiges Gewehrfeuer vom nördlichen Flügel herüber, bald mischen sich auch tiefere Töne hinein. Das Feuer geht allmählich auf die ganze Front über. Auch die Artillerie

beteiligt sich und nimmt beiderseits das Hintergelände unter Feuer. Selbst in der Nähe des Stabes schlagen gewaltige Brummer ein und werfen Fontänen von Steinen und Erde umher. Bald läuft von der am linken Flügel vorgehenden 7. Division die Meldung ein, daß die Truppe sich in erfolgreichem Vorgehen befindet. Vom rechten Flügel, wo die 9. Division, und von der Mitte, wo die 11. Division eingesetzt sind, kommen keine Meldungen durch. Doch scheint sich das Feuer allmählich zu entfernen.

Nur aus persönlichen Eindrücken konnte sich der inzwischen soweit wie möglich vorgegangene Stab ein Bild von dem Stande des Gefechtes machen, und auch das war in dem Dunkel der Nacht vorsichtig aufzunehmen. Meldungen fehlten, die Leitungen waren zerrissen und der Standort der Unterführer nicht aufzufinden. Nach Mitternacht ging der Mond auf und übergoß mit seinem bleichen Lichte die blutige Stätte. Nach dem Schall des Feuers zu urteilen, hatte der rechte Flügel nur wenig Gelände gewonnen, dagegen klang das Feuer aus der Mitte und vom linken Flügel immer ferner. Sollte wenigstens hier das große Werk gelungen und die Ströme von Blut nicht umsonst vergossen worden sein? Kurz vor Tagesanbruch ritt Oberstleutnant v. Sodenstern mit seinem Generalstabsoffizier langsam zu dem Standort des Stabes am Südhang des Eltschi Tepe, einer dumpfen Schäferhütte zurück. Er langte auf der Höhe an, als die Halbinsel im ersten Erwachen des Tages lag. Das Feuer hatte vorübergehend fast ganz aufgehört. Man wußte es nicht im guten oder üblen Sinne zu deuten, bis die nächsten Stunden enttäuschende Klarheit brachten. Aller Heldenmut, alle Opfer waren vergebens gewesen! Wie vermutet, war der rechte Flügel nichts vorwärts gekommen, Mitte und linker Flügel dagegen hatten den Feind im mörderischen Bajonettkampf zum Weichen gebracht. Aber auch dieser Erfolg war wieder verloren gegangen. Die weit vorstürmende Mitte, die bis zur Höhe der Morto-Bucht gelangt war, wurde von den wenig oder gar nicht eingedrückten Flügeln des Gegners flankierend gefaßt und mußte unter blutigen Verlusten wieder zurück. Kurz nach Tagesanbruch, als die Helligkeit wieder die Beobachtung gestattete, steigerte sich auch das Feuer der feindlichen Flotte zu neuer Heftigkeit und verursachte abermals schwere Verluste, da



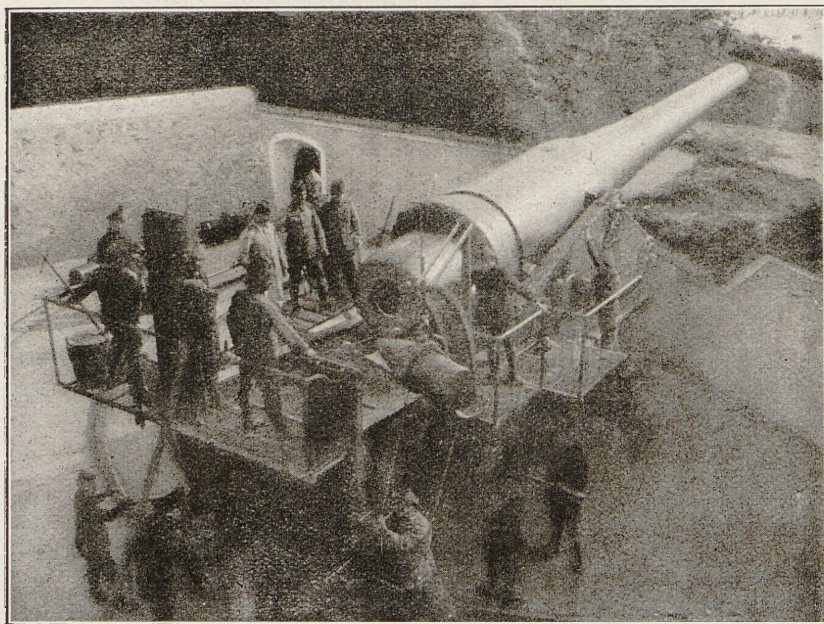
Alte Munition im Fort Eschimenlik bei Eschanak.



Alte türkische Geschütze mit Munition.



Durch Volltreffer zerstörtes 28 cm-Geschütz im Außenfort Dhanie.



Deutsche und türkische Mannschaften am 35,5 cm-Geschütz bei Rumeli Kavat.

die Türken über teilweise vom Meer aus eingesehenes Gelände zurückgehen mußten.

Angriffslust und Angriffsentwurf der Türken waren damit nicht gebrochen. Schon in der folgenden Nacht, und weiter in der Nacht vom 3. zum 4. Mai wurden neue Versuche gemacht, die Engländer ins Meer zu werfen. Verstärkt durch die von Konstantinopel eingetroffene 15. Division wird besonders auf dem linken Flügel mit verzweifelter Tapferkeit angegriffen. Aber auch diesmal nimmt der Kampf den gleichen, unglücklichen Verlauf. Schon nähern sich nach gelungenem Durchbruch der feindlichen Mitte Teile der 7. und 11. Division den Ruinen von Sedd ul Bahr, schon nimmt der dort befindliche französische Divisionsstab die Gewehre in die Hand, um sein nacktes Leben zu verteidigen, da schmilzt die Kraft des Angreifers unter dem vernichtenden Flankenfeuer von Norden und Süden dahin. Alle errungenen Vorteile, auch die eroberten Maschinengewehre, müssen preisgegeben, und unter dem verheerenden Feuer vom Lande, Wasser und von feindlichen Bombenfliegern muß in die Ausgangsstellung zurückgegangen werden.

Nach diesen dreimaligen Nachtangriffen war die Angriffskraft der Türken gebrochen. Viele Tausend Tote deckten das Feld, allein die 15. Division hatte 4000 Mann verloren. Auch die Engländer und besonders die französische Division, gegen die der türkische Hauptangriff gerichtet gewesen war, hatten stark geblutet und eine weitere Herabminderung ihrer schon durch die Aprilkämpfe stark mitgenommenen Gefechtskräfte erfahren. Die Franzosen hatten sogar volle 50 Prozent eingebüßt, weshalb Teile ihrer Front von den Engländern mit übernommen werden mußten.

Die Kämpfe auf dieser blutgetränkten Walfest waren damit nicht zum Abschluß gekommen. Die Initiative ergriff jedoch nunmehr der Engländer. Gern hätte er unmittelbar nach Zurückweisung des türkischen Sturmzugs, also schon am 4. Mai, angegriffen, aber die notwendigen Kräfte waren noch nicht zur Hand. So verstrichen zwei kostbare Tage, erst am 6. Mai fühlte sich der englische Armeeführer stark genug. Außer einigen weiteren Bataillonen der Royal Naval-Division waren die ersten

Transportstaffeln der ihm aus Ägypten zuströmenden Verstärkungen*) eingetroffen. Die 2. französische Division begann am 6. Mai mit ihren Ausladungen. Ferner hatte General Hamilton in kühnem Entschluß in der Nacht vom 5./6. Mai noch zwei Brigaden des Anzakkorps aus der Ariburnu-Front herausziehen und nach Sedd ul Bahr überführen lassen. Mit diesen rund 50 000 Mann, 72 Landungsgeschützen und der Feuerunterstützung der gesamten Flotte sollte die Entscheidung, die Inbesitznahme des Eltschi Tepe, erzwungen werden. Am 6. Mai brach der englische Angriff los. Das dem Infanteriesturm vorangehende einstündige Artilleriefeuer übertraf an Stärke alles, was man bisher hier erlebt hatte. Türkische Stellungen und Hintergelände verschwanden in Wolken von Rauch, Dampf und Staub.

Aber die Wirkung war trotzdem geringer als in den ersten Kampftagen. Die Türken hatten die beiden Tage des 4. und 5. Mai nicht ungenutzt gelassen. Die aus den vergeblichen und verlustreichen eigenen Nachtangriffen zu folgernden Lehren waren sofort beherzigt worden. Nicht stark genug zum Angriff, wollte man sich in kürzester Zeit so stark als möglich in der Verteidigung machen, um den mit Sicherheit bevorstehenden englischen Angriff zum Scheitern zu bringen. Raum in ihre Ausgangsstellungen zurückgekehrt, hatten die Türken das Schanzzeug zur Hand genommen. So kam es, daß der englische Angriff am 6. Mai auf eine, wenn auch noch unfertige, so doch dem türkischen Soldaten in ganz anderem Maße als bisher Deckung bietende Stellung stieß, die das feindliche Artilleriefeuer weniger verderbenbringend machte. Auch in anderer Beziehung waren diese wie Ruhetage anmutenden Stunden des 4. und 5. Mai nutzbringend gewesen; sie hatten es ermöglicht, in den heillosen Wirrwarr, der in und hinter der Front herrschte, leidliche Ordnung hineinzubringen. Die Befehlsverhältnisse waren geregelt, eine neue klare Gefechtsgliederung konnte geschaffen werden, und in das Durcheinander hinter der Front kamen wenigstens die Anfänge einer Ordnung. Auch einige Verstärkungen**) hatte General v. Liman überwiesen, so daß die hier kämpfenden Truppen, unter dem Namen „Südgruppe“ zusammengefaßt, etwa

*) Siehe Seite 110.

**) Teile der von Konstantinopel kommenden 12. Division.

20 000 Mann *) stark gewesen sein mögen. Am 5. Mai trat ein Befehlswechsel ein: Oberstleutnant v. Sodenstern, der sich eine schwere Knieverletzung zugezogen hatte, mußte das Kommando an den Oberst Weber abgeben, dem Major Perrinet v. Thauvenan als Generalsstabschef zur Seite stand.

Der Verlauf des großen englischen Angriffs ließ sich von dem Beobachtungsstand des Stabes am Südhang des Eltschi Tepe genau verfolgen. Wie auf einem Exerzierplatz sah man dichte Schützenketten mal hier mal dort sich erheben, vorlaufen und in irgend einer Geländefalte verschwinden. Man sah das Niedermähen einzelner Gruppen, das Zurückfluten gelichteter Reihen in die Gräben, das Einsetzen der Reserven, den türkischen Gegenangriff, und man verfolgte mit Genugtuung, wie die sehr gut liegenden Sprengpunkte des türkischen Artilleriefeuers die feindlichen Kolonnen auseinanderjagten, während die feindliche Artillerie im Augenblick des Einsetzens des Infanterieangriffs ihr Feuer auf rückwärtiges Gelände verlegte und mit ungeschwächter Kraft hier aufrecht erhielt. Neben dem eigenen Augenschein bezeugten auch die eingehenden Meldungen, daß die türkische Front standhielt. Am Morgen des 7. Mai, nach abermaligem gewaltigen Bombardement der Flotte, wurde der Angriff erneuert. Das Bild des vorhergehenden Tages wiederholte sich, an einzelnen Stellen konnte der Gegner sich etwas vorarbeiten. Auch am 8. Mai tobte der Kampf mit unverminderter Hefigkeit weiter. Unter Einsatz aller Reserven und neuen Trommelfeuers, das die türkischen Linien teilweise einebnete, gelang es dem Feinde, gegen Abend seinen Angriff vorzutragen und an einigen Stellen die vordersten türkischen Gräben in Besitz zu nehmen. Mit diesem dreitägigen Angriff war aber die Angriffskraft der Engländer verbraucht. Ein geringer Bodengewinn von $\frac{1}{2}$ km im Durchschnitt war mit unerhörten Opfern an Blut und Munition erkauft. Das Angriffsziel, der Eltschi Tepe, war noch immer 3 km entfernt; zwischen ihm und der englischen Linie stand ein Gegner, der, obgleich unterlegen an Zahl und schwerer Feuerwirkung, eine neue glänzende Probe seiner ungebrochenen Widerstandskraft abgelegt hatte.

*) Die Stärkeangaben gehen auseinander, Churchill spricht von 30 000, die türkischen offiziellen Quellen von nur 15 000 Mann.

Gegenüber diesen Großkämpfen bei Sedd ul Bahr war die Ariburnu-Front, seit Anfang Mai „Nordgruppe“ genannt, etwas ins Hintertreffen geraten. Beide Parteien hatten, wie erwähnt, aus taktischen Gründen den Schwerpunkt des Angriffs auf die Südspitze der Halbinsel gelegt. Nicht daß bei Ariburnu von einer ruhigen Front hätte gesprochen werden können, das Feuer riß auch hier Tag und Nacht nicht ab und steigerte sich zeitweise zu gewaltiger Heftigkeit. Auch der Angriffswillen war beiderseits vorhanden, aber es fehlte die notwendige Angriffskraft. Ein entscheidender Vorstoß, den der Führer des Anzakkorps, General Birdwood, für den 30. April plante, mußte, nachdem die Befehle schon ausgegeben waren, im letzten Moment abgesagt werden, weil das Unternehmen ohne Reserven zu gewagt erschien. Tags darauf, am 1. Mai, war General Essad Pascha mit der 19. und 5. Division ohne vorhergehende starke Artillerievorbereitung gegen die englischen Stellungen angerannt, aber unter schweren Verlusten abgeschlagen worden. Beide Teile mußten erkennen, daß ganz besonders in diesem schwierigen Angriffsgelände, das den beiderseitigen Stellungen, namentlich aber den türkischen Linien, schon eine natürliche Stärke verlieh, die Überlegenheit an schwerer Feuerkraft mit guter Wirkung auf die vorderste Kampflinie eine unerläßliche Vorbedingung des Erfolges war.

Stellungskrieg auf Gallipoli!

Auseitige Erschöpfung und Mangel an frischen Truppen wie an Munition machten dieser Phase ununterbrochener Angriffe ein Ende. Vor dem Eintreffen neuer Kampfmittel konnten weder General v. Liman noch General Hamilton hoffen, dem Feldzug eine entscheidende Wendung zu geben. Einmal war, wie sich zur Genüge herausgestellt hatte, der Türke nicht stark genug, um den Eindringling ins Meer zu werfen, andererseits auch der Engländer nicht in der Lage, dem Verteidiger die beherrschenden Höhen zu entreißen. Bis zum Eintreffen der erbetenen Verstärkungen mußte aber geraume Zeit vergehen. So nahte auch für Gallipoli Anfang Mai die Zeit des Stellungskrieges. Freund und Feind gruben sich ein, ein tiefgegliedertes Graben- und Befestigungssystem entstand, Linie wuchs hinter Linie. Die Kämpfe nahmen nunmehr die gleiche Form des Grabenkrieges wie im Westen und Osten Europas an. Beide Armeeführer des Dardanellenkriegsschauplatzes sahen aber in dieser Kampfführung nur eine ihnen aufgezwungene Übergangszeit und wünschten nichts sehnlicher, als bald wieder die Initiative ergreifen zu können. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß der englische Befehlshaber viel eher dazu in der Lage war: flossen ihm doch die Mittel der Kriegsführung in ganz anderem Umfange zu als dem türkischen Heerführer. Die bitteren Folgen einer technischen Unterlegenheit veranschaulicht gerade der Feldzug von Gallipoli in schlagender Weise. Die

furchtbaren, die englischen Verlustziffern weit übersteigenden Verluste der Türken sind nicht auf Fehler der Führung oder auf die bessere Ausbildung des Engländer im Kampf von Mann zu Mann, sondern auf die gewaltige Überlegenheit des Feindes an technischen Kampfmitteln zurückzuführen. Mit kostbarem Menschenmaterial und vermehrten Blutopfern hat die türkische Armee den Vorsprung des Feindes an schweren Feuerwaffen aufwiegen müssen. Bis zum 5. Mai einschließlich betrugen die türkischen Verluste bei Ariburnu rund 200 Offiziere und 14 000 Mann, die englischen Verluste 8000 Mann. Bei Sedd ul Bahr hatte der Engländer bis zum 8. Mai rund 20 000 Mann an Toten und Verwundeten verloren, die türkischen Verluste hier dürfen dagegen — genaue amtliche Angaben liegen darüber nicht vor — mit Rücksicht auf die starke feindliche Feuerwirkung wohl nahezu auf das Doppelte veranschlagt werden.

Dieses Mißverhältnis in den Verlustzahlen setzte sich auch in der nun folgenden zweiten Kampfphase fort, die von Anfang Mai bis Anfang August reicht. Der große Rahmen ist der Stellungskrieg, doch weicht das Verhalten der beiden Parteien merklich von einander ab. Von einer Ausnahme abgesehen, hält sich der Türke in der Verteidigung und beschränkt sich auf Gegenangriffe, um verlorenes wertvolles Gelände wiederzugewinnen. Der Engländer dagegen, dem schon seine strategische Aufgabe taktische Offensive vorschreibt, schlägt ein neues Angriffsverfahren ein. Er sucht das, was ihm in den Kämpfen der ersten 14 Tage nicht gelungen ist, nun mit ungeheurem Materialaufwand durch einen planmäßigen Angriff zu erreichen, dessen einzelne Etappen sich danach richten, wann die Angriffsmittel wieder aufgefüllt sind.

Der nun beginnende Stellungskrieg auf Gallipoli, durchaus ähnlich in den Formen des Ablaufs dem Grabenkrieg an anderen Fronten, hat in einer Beziehung doch sein besonderes Merkmal: in der Wertung des Bodens. Sowohl im Westen wie im Osten Europas hatte die Kampfzone eine große Tiefenausdehnung. Bodenverlust war nur dann von einer taktischen Bedeutung — oder hätte es wenigstens sein sollen —, wenn er die eigene Feuerwirkung verschlechterte oder die feindliche verbesserte, und wenn dementsprechend die Kampfaussichten wechselten. Nichts hinderte daran, ein Grabenstück oder auch eine größere Bodenfläche frei-

willig aufzugeben, wenn die mit der Behauptung verbundenen Opfer nicht im Verhältnis zum Wert des betreffenden Geländes standen. In dieser Beziehung entwickelte sich an anderen Fronten selbst im starresten Grabentrieg allmählich eine gewisse Elastizität. Eine solche kam aber für Gallipoli nicht in Frage. Die beherrschenden Höhenzüge, deren Verlust den Fall der Meerengen nach sich zog, lagen sowohl an der Südspitze wie bei Ariburnu wenige Kilometer hinter den vordersten türkischen Linien. Jeder Zoll Boden mußte daher ohne Rücksicht auf Opfer und ohne Rücksicht, ob weiter rückwärts günstigere Verteidigungsmöglichkeiten waren, festgehalten werden. Geländeverluste von einigen hundert Metern, die für die Kriegsführung im Westen und Osten bedeutungslos gewesen wären, waren für Gallipoli von größter Tragweite und rechtfertigten auch einen verlustreichen Gegenangriff, um wieder in den Besitz der alten Linien zu gelangen. Auch psychologische Momente sprachen hierbei besonders mit. Es mußte die Stimmung der osmanischen Kämpfer stark drücken, wenn sie sahen, daß die Feuerlinie sich immer mehr dem umstrittenen Objekt näherte! Umgekehrt mußte jeder Schritt vorwärts die Kampflust des Engländer in demselben Maße ansachen, wie ein allmähliches Zurückweichen die Widerstandskraft des Türken lähmte, bei dem gerade in solchen Momenten die gefährliche Neigung des Orientalen zu fatalistischer Ergebung allzu leicht genährt wurde. Abgesehen hiervon wäre durch eine Rückverlegung der Linie eine Verbesserung der taktischen Stellung an keiner der beiden Fronten erreicht worden. Die vorwärts des Eltschi Tepe liegende türkische Stellung war in der Mitte der direkten Beobachtung der Flotte entzogen. Ging man weiter zurück, so mußten die türkischen Linien auf den dem Feinde zugekehrten Hang des Berges verlegt werden und gerieten, allmählich höher steigend, in den vollen Gesichtskreis der Flotte. Die gesamten Verteidigungsanlagen boten dann der feindlichen Artillerie das denkbar beste Ziel. War die Truppe nicht imstande, die meergegeschützten Stellungen im Vorfeld des Eltschi Tepe zu halten, so erst recht nicht die dem feindlichen Feuer ganz ausgesetzten Höhenstellungen. Bei Ariburnu waren die Verhältnisse ähnlich. Eine abschnittsweise Verteidigung durfte also für Gallipoli nicht in Betracht

gezogen werden. In dieser Hinsicht machten sich zeitweise auch andere Auffassungen geltend, die unter dem Eindruck der schweren Verluste und der Erschöpfung der Truppe wenigstens für die Südgruppe eine geringe Zurückverlegung der Linien für angebracht hielten. Hier gegengehalten und den Grundsatz der Geländeverteidigung „Koste es, was es wolle“ durchgesetzt zu haben, ist eines der Hauptverdienste des Generals v. Liman.

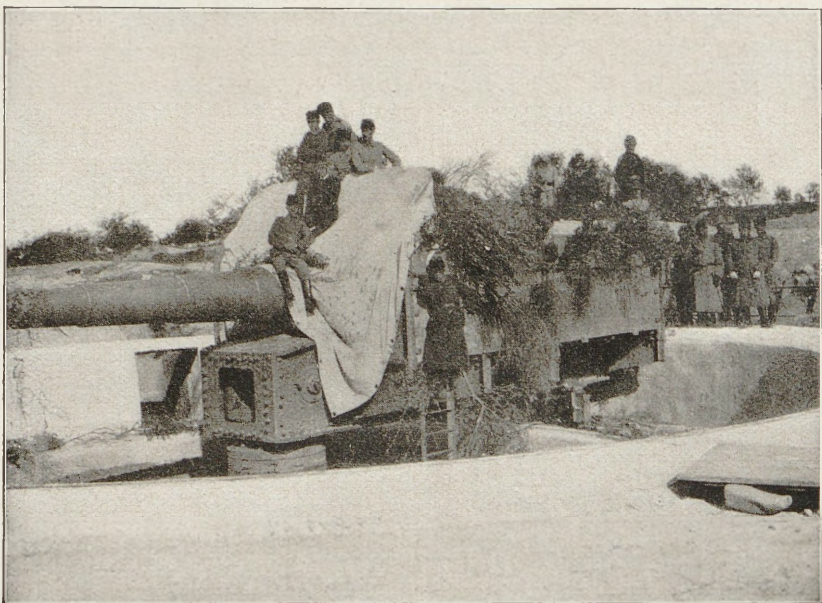
Im Verlauf des Stellungskrieges trat immer deutlicher in Erscheinung, daß der Engländer für seine Materialausstattung den Reichtum der ganzen Welt, der Türke dagegen nur die so begrenzten Hilfsmittel Konstantinopels zur Verfügung hatte. Dies zeigte sich im großen und kleinen. Schon im Mai brachte der Feind schwere Kaliber auf dem Lande in Stellung, so daß er nicht mehr in dem Maße, wie bei den Anfangsoperationen, auf die Feuerunterstützung der Flotte angewiesen war. Gleichwohl verging kaum ein Tag, an dem nicht die Flotte mit mehreren Einheiten zur Stelle war und in den Feuerkampf eingriff. Die türkische Armee hatte dieser gewaltigen schweren Artillerie des Feindes nur allzu wenig entgegenzusetzen. In den ersten Wochen verfügte sie an den Landungsstellen über keine einzige schwere Batterie. Als der Stellungskrieg kam, taten Festung und Flotte ihr Bestes, um der schwer kämpfenden Armee zu helfen. Bis Ende Juli gab die Festung 33 Haubizen und Mörser ab, damit hart die Grenze streifend, wo sie die eigene Kampfkraft der Seefront beeinträchtigte. Auch die Flotte stand nicht zurück und überwies der Armee eine Anzahl mittlerer Geschütze. Damit nicht genug, stellte Admiral v. Ushedom seine wenigen Flieger ganz in den Dienst der Armee und ließ, soweit es die knappe Munition gestattete, durch die unweit Eretnköj auf den Höhen des asiatischen Ufers bei Intepe stehenden Batterien der Festung den vom Gegner besetzten Südb Abschnitt unter Feuer nehmen. Diese Batterien bestanden aus leichten und mittleren Schiffsgeschützen, die zum Teil in alten, in früheren Kriegen eroberten Lafetten fahrbar gemacht und aus kurzen, schweren Geschützen der Festung, die aus den älteren, inneren Werken ausgebaut



Türkisches 15 cm-Geschütz bei Anaforta.



Transport der Lafette eines 24 cm-Geschützes.



21 cm-Kanone auf Sedd ul Bahr.



Deutsche und türkische Artilleristen.

waren. Auch der Flottenchef, Admiral Souchon, bemühte sich, aktive Hilfe zu leisten. Die alten deutschen Kriegsschiffe „Weißenburg“ und „Börth“, als „Heireddin Barbarossa“ und „Torgut Reiz“ seit vielen Jahren Bestandteile der türkischen Flotte, wurden häufig in die Dardanellen beordert, um über die ganze Halbinsel hinweg mit indirektem Feuer gegen Landstellen und feindliche Schiffe bei Ariburnu zu wirken.

Dankbar erkannte General v. Liman diese Waffenhilfe an. So wertvoll sie war, reichte sie aber nicht aus, um die 5. Armee an schwerer Feuerkraft dem Engländer auch nur annähernd ebenbürtig zu machen. Und wie mit der schweren Artillerie, so sah es auch mit allen anderen Waffen des Grabenkrieges aus: Unterlegenheit oder gänzlicher Mangel an Minenwerfern, Handgranaten, Maschinengewehren, selbsttätigen Feuerwaffen und ähnlichem. Ebenso wie in der ersten Phase der Angriffe mußte auch während des Stellungskrieges der Türke mit vermehrten Blutopfern die Unterlegenheit an Material wettmachen.

Dieser Materialmangel beschränkte sich nicht auf die Waffenausstattung, sondern erstreckte sich auf alle Gebiete. Breite Drahthindernisse, oft mehrere hintereinander, schützten die englische Linie, auf türkischer Seite dagegen reichte das Material nicht einmal aus, um die vorderste Linie durchlaufend damit zu versehen. Bombensichere Unterstände waren in reichlicher Anzahl im englischen Grabensystem verstreut. Die Türken mußten sich minderwertiges, gebrauchtes Material aus den zusammengeschossenen oder von ihren Bewohnern geräumten Ortschaften zusammenholen für Unterstände, die kaum gegen die Geschosse der Feldgeschütze Schutz gewährten.

Besonders tragisch gestaltete sich die Munitionsknappheit! Auch wir Deutschen haben diese Tragik auf allen Kriegsschauplätzen bisweilen in hohem Ausmaße kennengelernt. Aber hier auf Gallipoli nahm sie doch noch ganz anders schwerwiegende Formen an. Die Schreie aus der Front, die schwer leidende Infanterie durch Artilleriefeuer zu entlasten, verhallten hier zu keiner Stunde. Hier war es Schicksal, dauernd im starken feindlichen Feuer zu liegen und fast nichts von eigener Feuerwirkung zu merken. Hier war es fast selbstverständlich, günstige Ziele, die sich im Vertrauen auf die Untätigkeit der türkischen

Artillerie fest im wirksamsten Feuerbereich bewegten, unbeschossen zu lassen! Es klingt wie ein Märchen, ist aber Tatsache, daß hier im Kriege zeitweise sogar mit Manövermunition geschossen wurde, nur um der eigenen Infanterie Artillerieunterstützung vorzutäuschen. Aber die ersten Kampftage hatten mit ihrem sehr starken Munitionsverbrauch gewaltige Lücken in den Bestand gerissen. Die Depots in Konstantinopel waren leer, und die Munition aus Deutschland kam infolge Sperrung der rumänischen Grenze für türkische Kriegsmaterial-Transporte nicht durch. Spät, allzuspät war man dann in der Hauptstadt daran gegangen, auch Artilleriemunition selbst herzustellen. Unter der energischen Leitung des Kapitän z. S. Pieper entstand im Laufe des Frühjahrs in der Nähe von Konstantinopel eine große Fabrik für Artilleriemunition. Aber eine derartige Fabrikation ließ sich nicht aus dem Boden stampfen, es fehlte an geeigneten Maschinen, Rohmaterial und Facharbeitern. Die Erzeugung war anfangs nur gering und, wie es gar nicht anders sein konnte, die Munition nicht gut; allzuviel Blindgänger und Versager kamen vor. Dies besserte sich jedoch mit der Zeit. Daß es überhaupt gelungen ist, einen solchen komplizierten Fabrikationsprozeß unter den damals bestehenden schwierigen Verhältnissen zustande zu bringen, stellt deutscher Tatkraft und deutschem Organisationstalent das beste Zeugnis aus.

Auch in bezug auf Verpflegung und Ausrüstung fiel ein Vergleich mit dem Engländer allzu sehr zu Ungunsten des Türken aus. Mit recht bitteren Gefühlen — und wie bitter sie sind, das haben wir Deutsche im weiteren Verlaufe des Weltkrieges an uns selber erfahren — musterten die zerlumpten Anatolier die eingebrachten Gefangenen, die in Wäsche, Schuhwerk und Bekleidung aufs beste ausgestattet waren. Gewiß lag manches auf türkischer Seite an der mangelnden Erziehung, die Sachen rechtzeitig auszubessern, aber oft fehlte es nicht am Willen und der notwendigen Sorgsamkeit, sondern an dem Flickmaterial. Hunderte, ja Tausende von Soldaten hatten kein Hemd auf dem Leibe und mußten sich in Ermangelung von Strümpfen und Schuhen damit behelfen, ihre Füße mit Lumpen und Zeugstoffen zu umwickeln. Die von Konstantinopel gelieferten Sandfäcke wurden oft nicht zum Ausbau der Stellung, sondern zu Bekleidungs Zwecken verwendet. Es liegt hierin kein Vorwurf für die

Militärverwaltung; denn was bezüglich der Lieferung von Bekleidung geschehen konnte, geschah. Das Organisationsgenie eines Ismail Hakkı Paşa, des General-Intendanten der Armee, hatte zahlreiche Fabriken in Gang gebracht, die Tag und Nacht für den Heeresbedarf arbeiteten, und Oberstleutnant Burhardi, der Intendant der 5. Armee, tat sein Möglichstes, um den von allen Seiten an ihn herantretenden Anforderungen zu genügen. Aber wie, wenn der Bedarf das, was geliefert wurde, um ein Vielfaches überstieg! Es fehlten eben dem durch wirtschaftliche Krisen, Kriege und frühere Mißwirtschaft ausgezogenen Lande die Rohstoffe und die Kraft, um den Bedarf für ein so großes Heer zu decken. Je länger der Krieg dauerte, um so weniger konnte die Erzeugung mit dem Bedarf Schritt halten. Immer mangelhafter wurde schon im Laufe des Jahres 1915 die Ausstattung. Im November gingen der 5. Armee Truppen zu, die überhaupt nicht mehr im Besitz einer Uniform waren, und die in ihren bunten, malerischen Heimatstrachten dem Schützengraben eine ihm sonst abgehende farbenfrohe Note gaben. Auch Mäntel fehlten, so daß im November und Dezember, als das Thermometer unter Null sank, sogar Fälle des Erfrierens vorkamen.

Dieses alles wäre vielleicht eher zu ertragen gewesen, wenn dem türkischen Soldaten wenigstens eine ausreichende, kräftige Verpflegung hätte verabreicht werden können. Aber auch hiermit sah es traurig aus. Die abgekehrten Körper und die eingefallenen Gesichter redeten eine stumme, aber leider nur zu deutliche Sprache von Unterernährung. Das Operationsgebiet lieferte wenig. Fast alles mußte aus Konstantinopel auf dem Wasser- oder Landwege herangeführt werden. Der Kolonnenverkehr — nur leichte Fahrzeug- und Kamelkolonnen, da Lastkraftwagen damals nicht verfügbar waren — hatte geringe Leistungsfähigkeit und verbrauchte einen großen Teil der Nutzlast selber. Die Hauptzufuhrsader war das Marmara-Meer. blieb der Nachschub über See aus — und Störungen im Seetransportdienst waren infolge der ins Marmara-Meer eingedrungenen feindlichen U-Boote häufig —, so bedeutete dies eine ernste Gefahr für die Operationsfähigkeit der Armee. Die Verpflegungsreserven waren gering, das Hunger-

gespenst ging um. Oft mußten Portionen und Rationen herabgesetzt werden, und ein großer Teil der Bespannungen wurde im Laufe des Sommers wegen Futtermangels auf die asiatische Seite abgeschoben. Zubereitung und Zusammensetzung der Kost waren höchst primitiv, Feldküchen gab es nicht. Weit hinter der Front suchten sich die offenen Küchenanlagen vor der feindlichen Beobachtung zu verstecken. Infolge des langen Transportes durch die Gräben erreichte das Essen — meist ein flüssiger Brei aus mit Hammelfett durchtränktem Reis, Gemüse und einigen Fleischstücken — den hungrigen Grabenkämpfer kalt. Ein Aufwärmen kam aber nur während der Dunkelheit in Betracht, da jeder Rauch feindliches Feuer anzog. Das waren Erscheinungen, die bei schweren Kämpfen zeitweise auch auf anderen Fronten ertragen werden mußten, hier aber bildeten sie die Regel. Einrichtungen der Fürsorge, die der deutsche Soldat als etwas selbstverständliches und gewohntes ansah, fehlten auf Gallipoli. Daß bei solch' ungenügender Verpflegung und Ausstattung der Sanitätsdienst vor schwere Aufgaben gestellt war, liegt auf der Hand. Die Krankenzahl war sehr hoch, die Lazarette überfüllt. Der heiße und trockene Sommer trug ebenfalls dazu bei, den Gesundheitsstand der Truppe nachteilig zu beeinflussen. Das im Frühjahr mit einer grünen Grasnarbe überzogene Land war zur Wüste geworden. Staub- und Sandwolken hüllten zeitweilig Freund und Feind ein. Die Zahl der Fliegen betrug Legionen, die an dem Urat und den zwischen den Linien liegenden, die Luft verpestenden Leichen reichliche Nahrung fanden. Die wenigen vorhandenen Wasserläufe waren entweder ausgetrocknet oder, wo noch fließendes Wasser vorhanden war, verunreinigt. Somit waren alle Voraussetzungen für das Entstehen und Ausbreiten großer Seuchen gegeben. Daß diese trotzdem nicht im Großen austraten, verdankte die 5. Armee der hingebenden und aufopferungsvollen Arbeit des Sanitätspersonals und ihres deutschen Armeearztes, Oberstabsarzt Professor Dr. Mayer.

Doch zurück zu den Kämpfen! Türken und Engländer hatten sich, wie bereits erwähnt, Anfang Mai zum Stellungskrieg entschließen müssen.

Von einigen Großkämpfen abgesehen, fügte sich von da ab mit einer gewissen Gleichförmigkeit ein Tag an den anderen. Im Linienverlauf der beiderseitigen Stellungen trat keine merkliche Veränderung ein, und das Ohr gewöhnte sich an die grause Melodie des Krieges. Und doch war das Bild Ende Mai ein wesentlich anderes als in den ersten Wochen nach der Landung. Jeder frühere Ausblick auf das Meer hatte das Bild eines lebhaften Hafenverkehrs geboten, Transporter, Kriegsschiffe und zahllose kleine Fahrzeuge hatten die Wasserfläche belebt. Mitte, noch mehr Ende Mai war das Meer verödet, nur selten ließ sich ein großes Kriegsschiff sehen, nur wenige Torpedoboote und Zerstörer bewegten sich in schneller Fahrt längs den Küsten. Das Ausbleiben türkischer Gegenwehr zur See hatte die große feindliche Flotte wohl etwas zu sicher gemacht, so daß sie in ihren Beobachtungs- und Sicherungsmaßnahmen gegen Angriffe vom Wasser aus nachgelassen hatte. Dies hatte sich das türkische Torpedoboot „Monavereh Milli“ zunutze gemacht. Nach Einbruch der Dunkelheit war es unter seinem deutschen Kommandanten, Kapitänleutnant Firlé, überraschend in der Meerenge vorgestoßen und hatte das unweit der Morto-Bucht ankernde englische Schlachtschiff „Goliath“ torpediert. Binnen weniger Minuten war der Riese gesunken. In der allgemeinen Verwirrung beim Gegner war es dem kühnen Boot gelungen, unverfehrt wieder in den schützenden Bereich der Festung zurückzugelangen. Mit dem „Goliath“ verschwand auch die „Queen Elisabeth“ aus den Ägäischen Gewässern. Nicht, daß auch sie torpediert worden wäre, aber die Anwesenheit deutscher U-Boote vor den Dardanellen war bekannt, und die englische Admiralität fürchtete nun, auch ihr wertvollstes Schiff zu verlieren. Zu diesem Ausfall von zwei Schiffen kamen wenige Tage später noch weitere Verluste der Dardanellen-Flotte. Durch das deutsche U-Boot 21 unter Führung des Kapitänleutnants Hersing wurden am 25. und 27. Mai die Schlachtschiffe „Triumph“ und „Majestic“ versenkt. Diese fortgesetzten Verluste und die weiter bestehende U-Bootgefahr riefen eine solche Panik hervor, daß sich die große Flotte zunächst untätig im geschützten Hafen von Mudros einschloß. Aber diese Entlastung der türkischen Fronten dauerte nicht lange, fieberhaft arbeitete der Gegner daran, die neue Gefahr mit neuen wirkungsvollen Abwehr-

mitteln zu parieren. Er tat es mit Erfolg. Schon vier Wochen später wagten sich auch die großen Schiffe, nummehr gegen U-Bootangriffe besonders ausgerüstet, erneut hervor und nahmen ihre alte Feuertätigkeit wieder auf. Im Verlauf des Sommers trafen verhältnismäßig kleine, flachliegende und flinke Monitore mit wenigen, aber schwersten Kalibern vor den Dardanellen ein, welche die großen Kriegsschiffe bis zu einem gewissen Grade ersetzen konnten und den U-Booten kaum ein Ziel boten. Auch für die Transportschiffe wurde ein neuer Typ von geringem Tiefgang gewählt. Wohl waren auch die deutschen U-Boote nach wie vor auf dem Plan, aber angesichts der verstärkten Abwehrmittel blieb ihnen ein neuer großer Erfolg während des weiteren Verlaufs des Dardanellenfeldzuges versagt.

Eine außerordentlich rege Tätigkeit entwickelten dagegen die feindlichen U-Boote im Marmara-Meer. Während des ganzen Feldzuges von Gallipoli richteten sie ihre Angriffe gegen diese so lebenswichtige Verbindungslinie der 5. Armee und versenkten zahlreiche Transporte. Auch das Linienschiff „Haireddin Barbarossa“ (10 500 Tonnen) fiel ihnen im August auf der Fahrt nach den Dardanellen zum Opfer. Im ganzen vernichteten sie nach englischer Angabe 1 Linienschiff, 1 Zerstörer, 5 Kanonenboote, 11 Transportdampfer, 44 andere Dampfer und 148 Segler — ein gewaltiges Verlustkonto für die Türken. Es gelang den Engländern aber trotzdem nicht, die Transporte zur See völlig zu unterbinden, was für die Ernährung der 5. Armee von zweifellos katastrophaler Auswirkung gewesen wäre.

Das Unterfahren der Minensperren stellt eine technische Leistung ersten Ranges dar. Als auf türkischer Seite Mitte Juli zur Sperrung der Durchfahrt unter See bei Nagara ein Torpedoschutznetz, das bis zu 68 m Tiefe reichte, ausgelegt wurde, blieb nur übrig, gegen das Netz mit voller Maschinenkraft anzufahren und es zu zerstoßen. Mehrere englische Boote wurden im Netz gefangen, anderen aber glückte es, durchzukommen. Von 13 feindlichen U-Booten, die im Marmara-Meer gegen die rückwärtigen Verbindungen der 5. Armee wirken sollten, gingen 8, davon 4 mit fast der ganzen Besatzung, zugrunde. Die englische Marine

hat alle Ursache, auf ihre Leistungen im U-Bootkriege im Marmara-Meer stolz zu sein.

Während dieses Seekrieges im Rücken der 5. Armee nahm der Stellungskrieg auf Gallipoli seinen Fortgang. Der 19. Mai sah einen großen türkischen Angriff bei Ariburnu. Der Kriegsminister und Vize-generalissimus Enver hatte am 10. Mai die Dardanellen-Fronten besichtigt und bei Ariburnu den Eindruck gewonnen, daß dort ein Angriff mit Aussicht auf Erfolg unternommen werden könnte. In diesem Sinne drachtete er, nach Konstantinopel zurückgekehrt, an General v. Liman und setzte noch eine weitere Division zur 5. Armee in Marsch. Obwohl General v. Liman die Lage nicht so hoffnungsvoll wie Enver ansah, glaubte er doch, einen neuen Angriff wagen zu können. Vier Divisionen, die 5. und 19., sowie die neu aus Konstantinopel angekommene 2. und 16., rund 42 000 Mann, brachen im nächtlichen Dunkel der ersten Morgenstunden des 19. Mai ohne Artilleriesvorbereitung in dichten Massen auf schmaler Front los, um den Gegner zu überrennen. Die Absicht mißlang; der Feind, gewarnt durch Meldungen von Fliegern, die in den Tagen vorher neue Truppenausladungen bei Maidos festgestellt hatten, war bereit und richtete ein mörderisches Gewehr- und Maschinengewehrfeuer aus seinen gut ausgebauten Stellungen auf die anstürmenden Türken. An einigen Stellen gelang es zwar dem Angreifer, in die feindlichen Linien einzudringen, zumeist aber blieb der Sturm unter furchtbaren Verlusten liegen. Als der Abend einbrach, lag die Blüte der 2. Division, 9 000 Mann, tot oder verwundet zwischen den beiden Stellungen. Die Angriffstätigkeit ging nun endgültig auf die Engländer über, und zwar richtete sich, wie bisher, der Schwerpunkt ihrer Angriffe auf Sedd ul Bahr. Nach Maßgabe des Eintreffens der von ihm im Mai erbetenen und ihm auch bewilligten Verstärkungen ließ General Hamilton immer wieder in echt angelsächsischer Zähigkeit seine Truppen gegen die türkischen Linien Sturm laufen. Die großen Angriffe vom 4., 21. und 28. Juni und wieder vom 12. Juli bezeugten den entschiedenen Willen des englischen Armeeführers, sich den Weg über den Eitschi Tepe zu den europäischen Küsten-

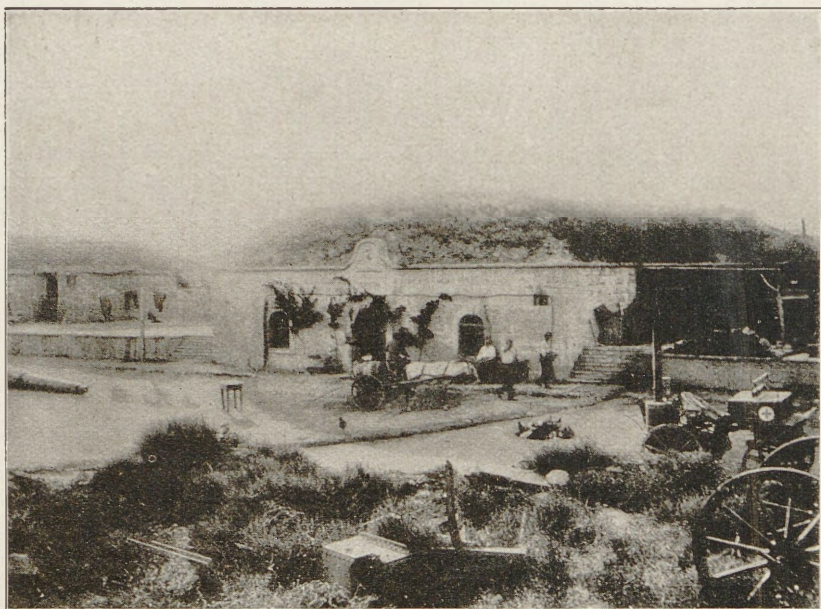
Batterien bei Kilid Bahr zu bahnen. Immer mehr nahmen diese Angriffe den Charakter der Materialschlacht an. Von Land und Meer aus hämmerten zahllose Geschütze auf die türkischen Linien und ebneten diese teilweise ein. Aber der Verteidiger wich und wankte nicht. Wo alles Leben vernichtet zu sein schien, regte es sich beim Antreten der englischen Infanterie doch wieder. Aus den verschütteten Gräben froch es heraus, und was sich noch bewegen konnte, stürzte sich mit dem Bajonett auf den Feind. Maschinengewehrfeuer, von rückwärts überhöhend und aus flankierenden Stellungen, und das sofort einsetzende Sperrfeuer der türkischen Artillerie rissen große Lücken in die anstürmenden Reihen. So wiederholte sich bei allen diesen Kämpfen immer der gleiche Verlauf: geringer Bodengewinn der Engländer, der durch türkische Gegenangriffe teilweise wieder verloren ging.



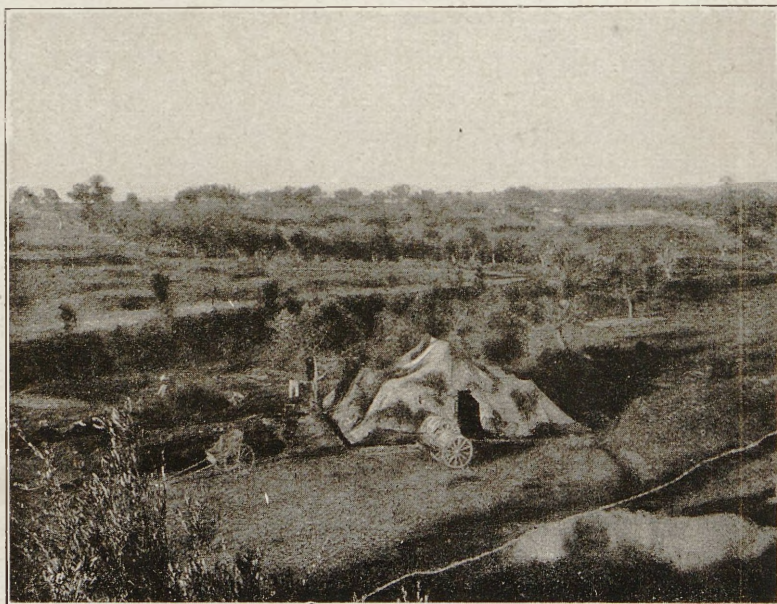
Zeltlager am Fort Hamidié.



Fort Hamidié.



Die Jabus-Batterie (auf der asiatischen Seite zwischen Runkale und Jeni Schehir gelegen).



Lager in Sedd ul Vahr.

Auf des Messers Schneide!

Mitte Juli mußte sich der englische Armeeführer Rechenschaft geben, daß auch diese zweite Phase des planmäßigen Angriffs gescheitert war. Was war erreicht? Auf beiden Flügeln hatte man Gelände gewonnen; der linke Flügel hatte sich um 3, der rechte um $1\frac{1}{2}$ km vorgeschoben. Die den Türken verlorengegangenen Gräben waren aber gewissermaßen von ihnen rückwärts wieder angefügt worden, so daß die Stärke und Tiefe der türkischen Stellung nicht abgenommen hatten. Bei diesem Tempo des Vorwärtstommens konnten noch Monate vergehen, ehe der Eltschi Tepe gewonnen war. Am 28. April, dem vierten Tage der Landung, hatten die Engländer eine Linie erreicht, die zwar 5 km über Sedd ul Bahr hinaus vorgeschoben, aber immer noch rund 4 km von dem ersten, unbedingt zu gewinnenden Kampfziel, dem Eltschi Tepe, entfernt war. Ende Juli, nach drei Monaten eines mit Einsatz aller Kraft geführten Kampfes, war man diesem Ziele in der Mitte um ganze 1000 m nähergekommen. Und dieser geringe Bodengewinn hatte mit schwersten Verlusten bezahlt werden müssen. Rund 45 000 Mann, 6 Divisionen*), waren eingesetzt worden, ein gutes Drittel davon war außer Gefecht gesetzt. Ebenso wie Stärke und Zustand der Truppe verbot vorläufig die Munitionslage die Fortführung der Angriffe. Nur 5000 Schuß lagen noch für die Feldartillerie bereit. Angesichts dieser

*) Im Juni war zu den schon bei Sedd ul Bahr befindlichen fünf Divisionen (29., 42. Territorial-, Royal Naval-, 1. und 2. französische Division) noch die 52. Territorial-Division getreten.

wenig befriedigenden Sachlage hatte sich General Hamilton die Frage vorzulegen, ob die noch auf dem Mittelländischen Meer schwimmenden Verstärkungen wiederum an dieser Stelle eingesetzt werden sollten.

Auch für den türkischen Heerführer war der Ausblick in die Zukunft ernst. Gewiß war es erfreulich, daß alle englischen Großangriffe abge- schlagen waren und beide Fronten unerschüttert standen, aber die Verteidigung hatte Ströme von Blut gekostet. Wie in allen großen Abwehr- schlagten des Weltkrieges, so war auch hier der Truppenverbrauch ein ganz ungeheurer gewesen. Vierzehn Divisionen*) hatten nach und nach an den Dardanellen eingesetzt werden müssen, der Kern der gesamten Wehrmacht und die Blüte des Türkenreiches. Divisionen, die mit voller Gefechtsstärke auf das Kampffeld gekommen waren, hatten an Großkampftagen die Hälfte und noch mehr ihres Bestandes verloren. Vom Beginn der Kämpfe bis Mitte Juli wies die Verlustliste der 5. Armee die erschreckende Höhe von nahezu 60 000 Mann auf. Das Reservoir der tür- kischen Jugend war aber keineswegs unerschöpflich, drückender jedoch waren noch die Ohnmacht, Abhilfe zu schaffen, und die Gewißheit, daß diese Blutopfer weitergehen würden.

Die Abwehr der englischen Angriffe, die trotz so weitgehender materieller Unterlegenheit erreicht war, bewies die Stärke der Ver- teidigung. Was aber dem Engländer trotz ungeheurem Materialaufwand nicht gelungen war, konnte schwerlich mit soviel schwächeren Angriffsmit- teln dem Türken gelingen! Gerade diese Unter- legenheit an schwerer Feuerkraft, von Anfang an das Schicksal der tür- kischen Armee, zwang auch weiterhin, in der Defensive zu bleiben. Und Aussichten, dieses Mißverhältnis nicht nur ausgleichen, sondern eine starke Feuerüberlegenheit gewinnen zu können, die es ermöglichte, den

*) 2., 3. vom I. Armeekorps,
 4., 5. „ II. „
 7., 8., 9., 19. vom III. Armeekorps,
 10., 11., 12. „ IV. „
 13., 14. „ V. „
 16. „ VI. „

Feind aus seinen Stellungen gewissermaßen herauszuschießen, lagen in dunkler, ungewisser Ferne. Weder der Armeeführer noch das türkische Große Hauptquartier hatten die Macht, hier Wandel zu schaffen. Erst wenn der Weg nach Konstantinopel für deutsche Munitions- und Artillerietransporte frei war — dann, aber auch nur dann . . . —. Und Voraussetzung hierfür war wiederum entweder die Niederwerfung Serbiens, die den Donauweg und die Bahn Belgrad—Risch freimachte, oder die Durchfuhrerlaubnis Rumäniens für nach Konstantinopel bestimmtes Kriegsggerät. Das eine wie das andere konnte nicht von der Türkei, sondern nur von den Mittelmächten, sei es durch eine politische, sei es durch eine militärische Aktion erreicht werden. Der Zeitpunkt, wo die türkische Armee auf Gallipoli zum Angriff großen Stils übergehen konnte, hing also von der Gesamtkriegslage ab. Bis dahin galt es durchzuhalten.

Noch mit einer anderen Frage hatte sich General v. Liman zu beschäftigen. Schon Mitte Juli verdichteten sich die Nachrichten dahin, daß neue große Landungen bevorstünden. Auch die deutsche Oberste Heeresleitung wies Ende Juli auf die Wahrscheinlichkeit neuer Landungen hin; denn die strategische und taktische Gesamtlage sprach dafür, daß der Feind eine neue gewaltige Kraftanstrengung machen würde.

Wieder begann das Rätselraten, wo neue Landungen wahrscheinlich waren. Das Studium der Karte und das Durchdenken der Lage vom Standpunkt des englischen Armeeführers konnten allein Hinweise geben. Würden die neuen Kräfte dazu dienen, um den Angriff von Sedd ul Bahr gegen den Eltschi Tepe mit verstärkter Wucht fortzusetzen? Dagegen sprachen die Engigkeit des Raumes und das schwierige Angriffsgelände, das die Engländer bisher schon so geringe Fortschritte hatte machen lassen. Würde der Gegner die neuen Kräfte an den Golf von Saros werfen? Die Hoffnung, die 5. Armee von ihren europäischen Landverbindungen abzuschneiden, in Verbindung mit dem U-Bootkrieg im Marmara-See auch den Seetransport zu unterbinden und somit die Armee auszuhungern, konnte den Feind vielleicht dazu verleiten, ungeachtet der ihm dann von Osten her drohenden Gefahren. Eine Landung auf asiatischem Boden dagegen war in diesem Operationsstadium weniger wahrscheinlich, denn die Nachteile einer dritten isolierten

Operationszone überwogen die Vorteile einer derartigen Unternehmung. Auch eine Landung entweder zwischen den beiden bisherigen Okkupationsräumen oder nördlich Ariburnu kam für den Engländer wohl in Betracht. Hier war für ihn ein enges Zusammenwirken mit den schon eingesetzten Gruppen sichergestellt, und er stand seinem strategischen Ziel nahe. War die Landung am 25. April hier auch nicht gelungen, so besaß der Engländer nunmehr seine Erfahrungen, um es diesmal besser zu machen. Andererseits mußte er aber annehmen, daß an diesen in der Nähe der Kampfzone gelegenen gefährdetsten Punkten der Türke eine starke und schnelle Gegenwehr vorbereitet haben würde. Auch schärfste Gedankenarbeit konnte also für General v. Liman keine Gewißheit darüber bringen, wo der neue Schlag zu erwarten war. Bei jeder Kombination ließen sich Gesichtspunkte für und wider anführen, und es blieb nur übrig, auf alle Möglichkeiten gefaßt sein.

Die Kräftegruppierung der 5. Armee wurde entsprechend durchgeführt. Am oberen Golf von Saros und auf dem asiatischen Ufer standen je drei*) Divisionen. Die anderen zehn Divisionen**) waren entweder in oder hinter den beiden Kampffronten eingesetzt. Die Plätze der Gruppenreserven wurden so gewählt, daß ein zwischen Ariburnu und Sedd ul Bahr erfolgreicher Landungsvorstoß sofort mit zwei Divisionen aufgefangen werden konnte. In Zahlen ausgedrückt, standen am oberen Saros-Golf und auf dem asiatischen Ufer je 20 000 Mann, in oder unmittelbar hinter den Kampffronten etwa 80 000 Mann.

Mit der dauernden Vergrößerung der 5. türkischen Armee nahm auch die Zahl der an den Dardanellen kämpfenden Deutschen zu. Vor der Landung der Engländer waren deutsche Offiziere — von dem deutschen Personal der Festung wird hier abgesehen — nur spärlich vertreten. Außer den wenigen deutschen Begleitern des Armeeführers befanden sich einige Offiziere in planmäßigen Stellungen in zur 5. Armee gehörigen Truppenverbänden. Zu ihnen gehörten auf dem asiatischen Ufer Oberst

*) Am oberen Saros-Golf vielleicht auch nur zwei Divisionen. Genaue Angaben darüber fehlen.

**) Zu Anfang Juli waren noch zwei weitere Divisionen (1. und 6.) zu den schon vorhandenen 14 getreten.

Weber, der das aus der 3. und 11. Division gebildete Armeekorps befehligte, sein Generalstabschef, Major Perrinet v. Thauvenay, und der Führer der 3. Div., Oberstleutn. Nicolai. Ferner wäre der Kommandeur des schweren Art.Regts. Nr. 8, Oberstleutn. Wehrle, zu nennen, der später von der Festung zur Armee übertrat. Die auf europäischer Seite stehenden Divisionen hatten türkische Kommandeure, bis auf die 5. Div., der in Oberstleutn. v. Sodenstern ein deutscher Führer gegeben war. Nach Beginn der Kämpfe strömten aber nun zahlreiche weitere deutsche Offiziere den Dardanellen zu. Jeder, der irgendwie in Konstantinopel abkömmlich war, hatte den heißen Wunsch, an der Front Verwendung zu finden. Ende Juli gehörten von den 71 Mitgliedern der Militärmission 22 der 5. Armee an. Die übrigen arbeiteten, soweit sie nicht auf anderen türkischen Kriegsschauplätzen Verwendung fanden, in Konstantinopel im Dienste der Dardanellen*)

Gegen Ende Juli standen ein Armeekorps und drei Divisionen unter deutschem Befehl (Oberst Trommer und die Oberstleutns. Heuß, Nicolai und Kannengießer). Bei der Südgruppe waren die Kommandeure der Artillerie und Pioniere deutsche Offiziere (Major Binhold und Hauptm. Effnert). Die Generalstabsgeschäfte auf dem asiatischen Ufer lagen in Händen des Hauptms. Eggert. Zu diesen, der Militärmission angehörenden deutschen Offizieren traten im Laufe des Sommers noch 15 aus Deutschland überwiesene Feld- und 10 Fußartillerie-Offiziere, die vornehmlich bei der Südgruppe Verwendung fanden. An deutschen Formationen waren zu dieser Zeit auf Gallipoli nur zwei Marine-Maschinengewehr-Abteilungen, gering an Zahl, aber stark an Leistung, die vom Beginn der Landoperationen an mitkämpften. Außerdem traf im Juni eine zusammengestellte Pionier-Abteilung ein, die, um durch Rumänien zu kommen, in Einzeltransporte hatte zerlegt

*) Es ist nicht möglich, alle an den Dardanellen tätig gewesenen deutschen Offiziere namentlich aufzuführen. Eine solche Liste würde bei dem dauernden Wechsel der Verbände und der vielfach nur vorübergehenden dienstlichen Anwesenheit deutscher Offiziere auf Gallipoli kaum Anspruch auf Vollständigkeit machen können. Oft wechselten auch die von den deutschen Offizieren wahrgenommenen Dienststellungen.

werden müssen. Ruhr und Malaria wüteten aber derart in ihren Reihen, daß nach einer Nachweisung von den rund 200 Mann kaum zwei Monate später 90 Mann in Krankenbehandlung waren!

Anfang August kündeten sich besondere Ereignisse an. Sichere Nachrichten liefen von der Überführung großer feindlicher Truppenmengen nach Mytilene ein. Dies schien also auf eine Landung auf asiatischem Boden hinzudeuten. Andererseits entfalteten die feindlichen Schiffe eine auffallende Tätigkeit gegenüber Kaba Tepe. Am 4. August steigerte sich die Tätigkeit der gegnerischen Artillerie auf beiden Fronten. Am 6. nachm. meldeten Süd- und Nordgruppe starke Angriffe, die bei der Südgruppe gegen die Mitte und bei der Nordgruppe gegen den linken Flügel gerichtet waren.

Große Spannung herrscht im Armee-Hauptquartier bei Bigali. Was werden die nächsten Stunden bringen? Als die Dämmerung anbricht, liegen noch keine Meldungen vom Saros-Golf und von Rum Kale vor. Nur von Wehib Pascha, der Anfang Juli für Oberst Weber den Befehl über die Südgruppe übernommen hatte, weiß man, daß heftige Infanteriekämpfe bei Kirthi noch im Gange sind, und eine Unglücksbotschaft von der Nordgruppe besagt, daß auf dem linken Flügel die vorderste Linie verloren gegangen ist. Etwas später kommen Meldungen von Schiffsbewegungen gegenüber Enos im Golf von Saros und an der asiatischen Küste. Gegen 9^o abds. klingelt abermals das Telephon: Meldung von Essad Pascha, daß starke feindliche Kolonnen am Meerufer entlang in nördlicher Richtung im Vormarsch sind. Bald darauf gegen 11^o abds. kommt Meldung, daß Truppenlandungen nördlich Ariburnu an der Suvla-Bucht stattfinden. Essad fügt hinzu, daß er die südlich von Ariburnu bei Rajal Tepe stehende 9. Division sofort nach Norden in Marsch gesetzt habe.

Entspannung, aber zugleich auch neue bange Sorge im Armee-Hauptquartier. Der Schleier der Ungewißheit beginnt sich zu lüften: die Schiffsbewegungen am asiatischen Ufer und im Golf von Saros scheinen nur Demonstrationen, bei Sedd ul Bahr und gegen den linken Flügel der Nord-

gruppe wohl nur Ablenkungsangriffe zu sein, der Hauptschlag dagegen ist anscheinend weiter nördlich gegen das Massiv des Sari Bair und das Hügelland von Anaforta geplant. Aber mit der Klärung der Lage enthüllt sich auch die große Gefahr. Dieser ganze Raum, in dem neue starke Kräfte des Gegners sich zum Angriff entwickeln, ist von Truppen so gut wie entblößt. Nur einige schwache Küsten-Abteilungen stehen hier, drei Bataillone mit einigen Geschützen unter Befehl des Majors *W i l l m e r*, und diese in kleinen Gruppen in dem weiten Gelände noch verstreut. Die Nordgruppe, die selbst stark angegriffen ist, wird schwerlich in der Lage sein, Kräfte gegen diesen neuen Feind zu entwickeln. Die 9. Division kann kaum vor Tagesanbruch auf dem Sari Bair eintreffen, und dies auch nur nach einem Nachtmarsch hinter einer Front, die unter schwerstem Artilleriefeuer liegt. Die sofort alarmierte 7. und 12. Division bei Bulair und die aus Asien beordnete 11. Division können selbst unter Gewaltmärschen erst im Laufe des 8. August auf dem neuen Kampffeld eintreffen. Auch etwaige von der Südgruppe abgesandte Truppen haben einen ganzen Tagesmarsch bis zum Sari Bair-Massiv. Und dabei ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der Engländer, für den alles darauf ankommt, die Überraschung auszunutzen und vor dem Eintreffen türkischer Reserven die beherrschende Höhenlinie zu gewinnen, alle Kräfte aufbieten wird, um schon bei Tagesanbruch des 7. August die ersehnten Ziele fest in der Hand zu haben! —

Während der ganzen Nacht waren die Kämpfe bei der Südgruppe weitergegangen; Grabenstücke hatten dauernd den Besitzer gewechselt. Unterrichtet über die Lage, hatte *W e h i b P a s c h a* außer einer von ihm erbetenen Division*) noch andere Truppen nach dem neuen Einbruchspunkt in Marsch gesetzt. Der Nordgruppe war es trotz mehrfacher Gegenangriffe nicht gelungen, den Feind aus den von ihm erstürmten Gräben wieder hinauszuerwerfen; die Lage war hier so zugespitzt, daß Teile der Gruppenreserve eingefesetzt werden mußten.

Langsam verstreichen die Stunden, bis endlich der Morgen des 7. August heraufdämmt. Luft und Erde erzittern erneut unter der

*) 4. Division unter ihrem trefflichen Führer, Oberst *D j e m i l B e n*.

feindlichen Kanonade. Schon in früher Morgenstunde erhält der Kommandeur der auf dem rechten Flügel der Nordgruppe kämpfenden 19. Division, Oberstleutnant *M u s t a p h a K e m a l*, die Meldung, daß feindliche Kolonnen im Aufstieg auf den Sari Bair wären. Eine selten schwierige Lage! Durch den gegenüberstehenden Feind, der an verschiedenen Stellen zum Angriff ansetzt, vollauf gebunden, hat *M u s t a p h a K e m a l* nur $1\frac{1}{2}$ Bataillone verfügbar. Diese erhalten sofort den Befehl, eiligt die nördlich der Division befindliche Höhenlinie zu besetzen. Während die Türken im Laufschrift dem Höhenkamm zueilen, steigen auf dem anderen Hang die Engländer herauf. Die Türken kommen noch gerade zurecht, um die verhassten Feinde durch wohlgezieltes Feuer zum Zurückweichen zu zwingen.

Um diese Höhenlinie des Sari Bair entbrennen nun viertägige Kämpfe. Feind und Freund wissen, daß von ihrem Besitz schlechthin die Entscheidung des Feldzuges abhängt. Die Höhe beherrscht gleicherweise Meerenge und Halbinsel, sie gestattet die Küstenwerke bei Nagara und das rückwärtige Gelände der Südgruppe unter Feuer zu nehmen, sie macht schließlich auch die Stellung der Nordgruppe, da sie diese überhöht und flankiert, unhaltbar. Mehrfach abwechselnd wird der Höhenkamm und besonders seine südliche Kuppe, der *Ischunuf Bair*, verloren und wiedergenommen, oft steht die Entscheidung auf des Messers Schneide.

Nach kurzem Sammeln geht der Engländer am 7. August früh erneut zum Angriff vor. Diesmal gelingt es ihm, den schwachen Verteidiger herunterzuwerfen. Nur kurze Zeit kann er sich aber seines Erfolges freuen; schon nähert sich die Spitze der 9. Division, die sich sofort — vornweg ihr Kommandeur, der Oberstleutnant *K a n n e n g i e ß e r*, der nachher schwer verwundet aus dem Gefecht getragen wird — auf den Gegner stürzt und ihn zurückdrängt. Bis zum nächsten Morgen bleibt die Kuppe in türkischer Hand, dann geht sie wieder in englischen Besitz über, nachdem ein übermächtiges Artilleriefeuer schon von Tagesanbruch an auf den Höhen gelegen hatte. Türkische Gegenangriffe, in der Hauptsache von der 9. und 4. Division geführt, scheitern trotz allen Opfermuts an dem furchtbaren feindlichen Sperrfeuer. Am nächsten Tage, dem 9. August, abermals ein untragbares feindliches Feuer, das den Verteidiger in den



Kamel-Kolonne.



Ochsen-Kolonne.



Auf dem Transportdampfer.



Seetransport.

flüchtig aufgeworfenen Gräben zerseht. Der folgende starke Infanterieangriff bringt dem Engländer einen weiteren Teil des Höhenkammes ein. Der Tag, der Feldzug scheint verloren! Da kommt die Schicksalswende!

Mit dem Erscheinen der englischen Infanterie auf dem Höhenkamm hatte das feindliche Artilleriefeuer, das ihn bisher zugedeckt hatte, aufgehört. Um den Erfolg weiter auszunutzen, stürzten englische und indische Bataillone siegesgewiß den wenigen zurückweichenden Türken, die lebend die Granatenhölle überstanden hatten*), nach. Da plötzlich ein neuer furchtbarer Einschlag schwerster Geschosse! —

Wo eben noch Scharen siegesfroher Männer die Höhe herabgesprungen sind, wälzen sich in Schmerzen Hunderte von Menschen in ihrem Blut. Schicksal oder Zufall — oder beides zusammen? Jedenfalls hat eine der unberechenbaren Friktionen des Krieges den Sieger hier um den so nahe erscheinenden Sieg gebracht! Eine Lage schwerer englischer Schiffsgeschosse, zu spät abgefeuert, war mitten in die Masse der stürmenden Infanterie eingeschlagen. Und wie stets im Kriege nichts schwerer ertragen wird, als unter eigenem Feuer leiden zu müssen, so hat auch hier dies von rückwärts kommende Feuer jäh der Truppe Moral gebrochen. Über die Höhe hinweg fluten jetzt die überlebenden Engländer in die am Abend des vorhergehenden Tages besetzte Linie zurück. Der Türke sieht es sofort und stößt dem fliehenden Gegner nach. Es war das Werk weniger Augenblicke.

Aber damit ist die Gefahr noch nicht behoben; nur der Teil der Höhenlinie, die wenige Stunden vorher in die Hände des Engländers fiel, ist wiedergewonnen. Noch immer steht der Feind mit einem Fuß auf dem Höhenkamm und trogt, am Gipfel des Tschunuk Bair eingegraben, allen Angriffen. Er muß aber von dort herunter, koste es was es wolle!

*) Der der Schilderung folgende Frontkämpfer, der die Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung kennt, muß sich hier immer vergegenwärtigen, daß die Feuerwirkung in erster Linie von den Kriegsschiffen kam, daß es sich also um allerschwerste Kaliber handelte.

So wird denn am 10. August im Morgengrauen ein neuer Angriff unter persönlicher Führung *Mustapha Kemal*s eingeleitet. Truppen verschiedener Divisionen, der 9., 4. und 8., stürmen todesmutig die Höhe und setzen dem zurückflutenden Gegner nach, bis sie auf dem dem Meer zugekehrten Hang in ein furchtbares Artillerief Feuer geraten. Schwere Verluste verhindern eine weitere Ausnutzung des Sieges.

Als der Tag zu Ende geht, decken 12 000 Engländer und 10 000 Türken das Feld. 48 Stunden war der Brite dem Siege nahe gewesen, unberechenbare Faktoren und die todverachtende Tapferkeit der Türken hatten ihm den Siegespreis im letzten Augenblick entwunden. Nie wieder stand der Engländer auf dieser blutgetränkten Höhe. Statt von ihr aus die türkische Armee zu vernichten und die Festung zu Fall zu bringen, mußte er es sich gefallen lassen, daß dem Türken der beste Beobachtungspunkt verblieb, der volle Übersicht über das Küstengelände bot und gestattete, das Artillerief Feuer mit grausamer Genauigkeit zu leiten.

Während bei *Sedd ul Bahr*, *Ariburnu* und am *Sari Bair* seit dem 6. August die geschilderten heftigen Kämpfe tobten, blieb es an der *Sulva-Bucht*, abgesehen von wenigen Schüssen, ruhig. Es war eine fast besänftigend wirkende Ruhe. Wußte man doch beim Stabe der 5. Armee, daß hier in der Nacht zum 7. August große Landungen stattgefunden hatten, daß die hier Wacht haltende schwache türkische Abteilung *Wilmer* mit ihren kaum 2000 Mann durch das mit dichtem Gestrüpp bewachsene, allmählich zu der Höhe von *Kütschük Anaforta* ansteigende Gelände zurückgegangen war. Allerdings hatte sich dieses Zurückgehen ohne Drängen des Feindes vollzogen. Trotz seiner überwältigenden Überzahl war der Engländer wenige Kilometer vom Ufer entfernt in der Ebene untätig geblieben. Man stand vor einem Rätsel. Lud doch der Kranz der den tiefliegenden Küstenstreifen einrahmenden Höhen geradezu ein, sich zunächst einmal hier festzusetzen. Und der vom *Sari Bair* herübertönende Gefechtslärm mußte doch die frisch gelandeten Engländer um so mehr anziehen, als sie erkannten, daß unmittelbar ihnen gegenüber nur ganz schwacher Feind stand. In der Tat hatte der Engländer hier mindestens vierundzwanzig lange Stunden Bewegungsfreiheit; denn erst am 7. August nachmittags erhielt General

v. Liman die Meldung, daß die 7. und 12. Division in Höhe von Anaforta nach einem Doppeltagemarsch angelangt seien. Erleichtert atmete man auf. Gleich für den nächsten Morgen wurde der Angriff befohlen, der nach Lage der Dinge Aussicht bot, noch vor dem Feinde das wichtige Höhengelände zu erreichen.

General v. Liman war am Morgen des 8. August selber auf das Gefechtsfeld geritten, um dem bedeutungsvollen Kampfe beizuwohnen. Aber keine der beiden Parteien hatte sich hierzu eingefunden. Von den Türken, deren Aufmarschraum man zunächst erreichte, war nichts zu sehen. Sehr bald stellte sich heraus, daß die Meldung des kommandierenden Generals von dem Eintreffen der beiden Divisionen den Tatsachen vorausgeeilt war. Infolge der drückenden Hitze war die Truppe noch weit zurück. Erst gegen Abend konnte mit dem Aufschließen des Korps gerechnet werden, demgemäß kam das Ansetzen eines Angriffs frühestens zu dieser Tageszeit in Betracht. Zwölf, wahrscheinlich aber weitere kostbare 24 Stunden gingen also verloren. Man gab dem Engländer also 48 Stunden Gelegenheit, sich in voller Freiheit zu bewegen!

Aber der dachte gar nicht daran! Als General v. Liman auf einen Übersicht bietenden Punkt vorritt, bot sich ihm auch in der Subla-Bucht ein höchst friedliches Bild. Man konnte glauben, in einen schönen Manövertag zurückversetzt zu sein. Wohl ist die ganze Ebene von Leben erfüllt. Verkehr herrscht am Strande wie in der Hochsaison eines Badebades. Schnelle kleine Fahrzeuge flitzen durch das in der Sonne sich spiegelnde Meer. Und dahinter liegen in fast behäbiger Gewichtigkeit die großen Transporter, blüht es von den unheimlichen Leibern der Kriegsschiffe. Kleine Gruppen und Kolonnen ziehen weiter ab vom Strande ihres Weges und machen noch den kriegerischsten Eindruck, der sich aber schnell wieder verwischt, wenn das Auge die Hunderte von Menschen streift, die in den Fluten des Meeres Erfrischung von der drückenden Tageshitze suchen. Weit sind die Truppen in bequemen Bivaks auseinandergezogen, aus denen friedlich der Rauch aufsteigt. Und manövermäßig wirken auch die weiter vorwärts flüchtig aufgeworfenen Gräben, auf deren Rändern die Leute plaudernd und rauchend sitzen, als sei das Signal zum Beginn der Übung noch nicht ge-

blafen worden. Unbekümmert ließ es anscheinend alle diese Menschen hier, daß ununterbrochen das dumpfe Rollen des Donners der Kanonen vom Sari Bair herüberschallte, dessen finsternes Massiv zu dieser Stunde in Rauch und Feuer gehüllt war. Man glaubte dem Auge nicht trauen zu dürfen, das immer wieder über das friedliche Bild englischen Lagerlebens an der Suva-Bucht schweifte und suchend dann nach hinten sich wandte, von wo die sehnsüchtig erwarteten türkischen Divisionen kommen mußten.

So nahte die Abendstunde heran, für die der türkische Angriff nach der ersten Verschiebung angesetzt war. Aber wiederum war nichts von einer Truppe zu sehen. Ernst fordert General v. Liman Rechenschaft von dem Befehlshaber der Saros-Gruppe. Dieser kann nur erwidern, daß nach dem Gewaltmarsch in glühendster Hitze die Truppe noch nicht wieder kampffähig sei. Es hilft nichts, der Angriff muß um weitere zwölf Stunden, auf die Morgenstunden des 9. August, verschoben werden. Und der Engländer räumt bereitwilligst auch diese Verzögerung ein! Jedenfalls wartet er und hat damit wider Willen und sehr gegen seine Interessen den Türken über diese zweite Krise hinweggeholfen; denn eine Krise war es, einen frisch gelandeten, starken Gegner zwei Tage lang an strategisch und taktisch gleich bedeutsamer Stelle zu wissen, dem man kaum eine Hand voll Leute entgegenwerfen konnte — und das in einer Stunde, die nur allzu sehr das Bedrohliche der Gesamtlage an den bisher bestehenden Fronten empfinden ließ! —

Am 9. August stießen beide Parteien aufeinander. Da nun auch der Engländer vorging, entwickelte sich eine Begegnungsschlacht. Die beiden türkischen Divisionen warfen den auf das Hügelgelände aufsteigenden Engländer in die Ebene zurück. Oberstleutnant Mustafa Kemal, der die Schlacht leitete, konnte am hereinbrechenden Abend feststellen, daß der Feind im großen und ganzen auf seine Ausgangsstellungen zurückgedrückt worden war. Der Engländer hielt nach dem Kampfe ungefähr die Linie, die er am 7. früh ohne wesentlichen Widerstand besetzt hatte.

Am 10. August ging die Schlacht weiter. Um die Versäumnisse der ersten Tage wieder gutzumachen, führte der Engländer noch neue Kräfte, die am 8. und 9. gelandet worden waren, vor, so daß im ganzen drei Divi-

sionen gegen die türkischen Linien brandeten. Aber auch auf türkischer Seite waren weitere Verstärkungen am 9. und in der Nacht zum 10. eingetroffen. Auch Stellungen waren bereits ausgehoben worden, so daß der Angriff die Türken wohl vorbereitet traf und das gewaltige Artilleriefeuer der Engländer keine großen Ziele fand. Der Abend des 10. August sah die durch die zweitägigen Kämpfe stark gelichteten englischen Divisionen wiederum in ihren Stellungen des ersten Landungstages in der Ebene; alle beherrschenden Höhen waren fest in türkischer Hand.

Diese Lage war für den Engländer unhaltbar. Zwangsläufig mußte er versuchen, mit einer neuen Kraftanstrengung seine Stellungen zu verbessern. Der neue englische Angriff am 15. August kam daher an und für sich den Türken nicht unerwartet, traf aber, gegen ihren äußersten rechten Flügel auf dem Kiresch Tepe gerichtet, nur schwache Kräfte. Unterstützt durch das flankierende Feuer mehrerer Torpedoboote, konnten die Engländer hier an Boden gewinnen, so daß die Lage zeitweilig kritisch wurde. Fiel dieser Höhenrücken in englische Hand, so hatte der Feind die 5. Armee überflügelt und eine Ausgangsstellung gewonnen, von der aus unter Benützung eines hier laufenden breiten Geländeeinschnitts der Weg nach Akbaş und an die Dardanellen leicht zu öffnen war. Angesichts des stetigen Vordringens der Engländer und des Fehlens eigener Reserven durchlebte der persönlich anwesende Armeeführer bange Augenblicke. Immer wieder schweifte sein Blick nach rückwärts, ob die vom asiatischen Ufer herangezogenen Bataillone und die vom Saros-Golf beordnete 6. Division*) noch nicht sichtbar wurden. Trafen sie nicht bald ein, so war zu befürchten, daß der schon wankende Schleier der unter Befehl des Majors Willmer stehenden schwachen Truppen bald durchstoßen sein würde. Im letzten Moment tauchten die sehnüchtig erwarteten Verstärkungen auf, die nach Ablegung des Gepäcks den Marsch auf das äußerste beschleunigt hatten. Mit diesen sofort ins Gefecht geführten Kräften gelang es, dem Gegner Halt zu gebieten und ihm wieder ein Stück des eroberten Bodens zu entreißen. Der Kiresch Tepe blieb in türkischer Hand.

*) Die Teilnahme der 6. Division an dieser Stelle ist nicht ganz sicher.

Die Kämpfe an der Suvla-Bucht hatten aber damit noch nicht ihr Ende gefunden. Es war anzunehmen, daß der Engländer sich noch zu einer abermaligen äußersten Kraftanstrengung aufraffen würde, um aus diesem unter dauerndem Artilleriefeuer liegenden Hengstfessel herauszukommen. Ebenso klar war, daß dieser neue Angriff bald erfolgen würde, um den Türken nicht die Zeit zum Stellungsausbau zu lassen.

Als am 21. August aus der Richtung der Suvla-Bucht eine Kanonade herüberdröhnte, die alles bisher Erlebte überstieg, war General v. Liman nicht überrascht. Ein wahrer Geschosregen prasselte auf die türkischen Linien hernieder. Kriegsschiffe, die in der mit Neßsperrn versehenen Suvla-Bucht keine Torpedierungsgefahr zu fürchten hatten, und Vandalartillerie wetteiferten in dem Bestreben, sich gegenseitig an Feuergeschwindigkeit zu überbieten. Am Nachmittag begann dann der große Infanterieangriff. Sechs englische Divisionen, darunter eine von Sedd ul Bahr herangeführte, waren daran beteiligt. Bald ging die ausgedörrte Heide in Flammen auf und durchglühte das starke Kampfbild, in das auch die türkische Artillerie mit verdoppelter Anstrengung ihre Geschosse warf. Letztere richteten in den gute Ziele bietenden englischen Divisionen furchtbare Verheerungen an. Dazu tobte ein mörderischer Nahkampf bis tief in die Nacht hinein. Um dem gutliegenden Artilleriefeuer und der brennenden Heide zu entgehen, ballten sich englische Truppen in scheinbar Schutz bietenden Geländefalten zusammen, wo sie oft von Maschinengewehren gefaßt und niedergemäht wurden. Aber der Engländer griff immer wieder an, und die Abwehr dieser Angriffe führte schließlich auf türkischer Seite den letzten Mann in die Gefechtslinie. Aus den während der Nacht und in den frühen Morgenstunden im Armeehauptquartier eingehenden Meldungen ergab sich das erhebende Bild, daß, abgesehen von geringen örtlichen Einbrüchen, der Feind auf seine alte Stellung zurückgeworfen war.

Dies war der letzte Angriff großen Stils. Es folgte noch ein örtlicher Angriff am 28. August, dann kam es auch hier zum Graben- und Stellungskrieg wie an den anderen Fronten.

Stellungskampf und Schicksalswende.

Die Augustkämpfe bedeuteten einen vollen Erfolg der türkischen Waffen. Die Verluste — rund 40 000 Mann — waren schwer, aber nicht umsonst gebracht. In den drei kritischen Tagen — vom 7. bis zum 10. auf dem Sari Bair, vom 7. bis zum 9. bei Anaforta und wieder am 15./16. auf dem äußersten rechten Flügel am Kiresch Tepe — hatten überragende Führung und todesmutige Tapferkeit der Türken den Engländern den ihnen so nahen Sieg im letzten Augenblick entzogen. Unererschüttert standen Nord- und Südgruppe in ihren alten Stellungen. Mit erstaunlicher Schnelligkeit und überraschender Geschicklichkeit waren nun auch auf den Höhen des Sari Bair und auf denen von Anaforta gegenüber den neuen Landungsplätzen der Engländer Verteidigungslinien entstanden.

Es war kaum anzunehmen, daß dem Engländer ohne neuen Kräfteeinsatz an irgendeiner Stelle der Fronten ein Durchbruch gelingen würde. Konnte man türkischerseits in dieser Hinsicht zuversichtlich in die Zukunft schauen, so trat beängstigend immer mehr die größte Schwäche des Stellungskampfes in den Vordergrund: Der gewaltige Kräfteverbrauch. Schon vor der letzten Landung waren die militärischen Machtmittel der Türkei in einem Maße in Anspruch genommen, daß für andere wichtige Zwecke kaum etwas übrig blieb. 22 Divisionen, mehr als die Hälfte der gesamten Wehrmacht, befanden sich Ende August an den Dardanellen. Durch die neuen Landungen war die türkische Front um mehr als das Doppelte verlängert worden. Den Küstenstreifen vom Kiresch Tepe bis

Raba Tepe umspannten neun Divisionen, die Südspitze vier Divisionen; also mehr als die Hälfte der 5. Armee stand in vorderster Linie*). Man war zwar genügend stark zur Verteidigung, aber nicht stark genug zum Angriff. Mit Eintritt der kalten und schlechten Witterung mußte infolge Anwachsens des Krankenstandes auch der Kräfteverbrauch noch weiter zunehmen. Die Verpflegung für die gewaltig angewachsene Kopfszahl wurde immer schwieriger und unzureichender, die Bekleidung und Ausrüstung immer mangelhafter. Wie die körperlichen, so gingen auch die geistigen Kräfte unaufhaltsam zurück. Der Kern der Divisionen lag tot auf dem Schlachtfelde oder krank und verwundet in Lazaretten und Krankenhäusern. Der Ersatz war teils — wegen zu großer Jugend — körperlich unentwickelt, teils — eine Folge der erweiterten Einstellungen — körperlich minderwertig und nur unvollständig ausgebildet. Im Laufe des Herbstes wurde es notwendig, türkische Divisionen durch arabische zu ersetzen, die sich den klimatischen Verhältnissen und den Forderungen des Stellungskrieges wenig gewachsen zeigten. Alles dies war Grund genug für den Armeeführer, mehr denn je die Verbindung mit Deutschland zu wünschen, um moderne deutsche Artillerie und reichliche Munition zu erhalten und mit deren Hilfe ohne starken Infanterieeinsatz den Gegner aus seinen Stellungen herauszuschießen. Bis zur Herstellung einer solchen Verbindung waren ihm die Hände gebunden und seine Aufgabe darauf beschränkt, ein weiteres Vordringen der Engländer zu verhindern, Reserven gegen etwaige neue Landungen bereitzuhalten und die Kräfte der eingesetzten Truppen bis zum Tage der Abrechnung möglichst zu schonen.

Noch viel unbefriedigender aber sah die Lage für den englischen Armeeführer aus. Ende August mußte er sich darüber Rechenschaft geben, daß auch die neue Operation gescheitert und seine strategische Aufgabe ohne abermalige neue Kräfte nicht zu erfüllen war. Mit tiefer Bitterkeit wird den General Hamilton der Verlauf der Augustoperation erfüllt haben. Wir sind darüber unterrichtet, da die Karten heute aufgedeckt sind. Gerade der Dardanellenfeldzug hat eine umfassende englische Liten-

*) Die 16. und 19. Division sind während des ganzen Feldzugs überhaupt nicht aus erster Linie abgelöst worden.



Englische Unterstände in Sedd ul Bahr (nach der Räumung).



Verlassener englischer Graben.



Im zerschossenen Sedd ul Bahr.



Ruthe Dorf.

ratur entstehen lassen. Auch der zweite Landungs- und Angriffsplan, der sich aus dem geschilderten Verlauf der Kampfhandlungen deutlich herauschält, war, ebenso wie der Landungsplan von Ende April, durchaus folgerichtig. Es war der klar ausgesprochene Grundgedanke, das entscheidende Höhen- und Hügelgelände nördlich von Atriburnu durch überraschendes und schnelles Vordringen vor dem Einsetzen starker türkischer Gegenwehr zu gewinnen und sich auf diese Weise eine gute Ausgangsstellung für den Durchbruch nach den Dardanellen zu verschaffen. Wenn das Unternehmen unglücklich auslief, so war dies weniger Schuld verfehlter Anlage als fehlerhafter Ausführung.

Ebenso wie auf türkischer Seite waren die Augustkämpfe auch für die Engländer reich an dramatischen Höhepunkten. An demselben Tage, dem 8. August, an dem General v. L i m a n auf den Höhen von Anaforta ungeduldig und vergeblich auf die Truppen der 7. und 12. Division wartete, erkannte General Hamilton mit tiefer Trauer, daß an der Suva-Bucht zwei kostbare Tage vertan worden waren, die, energisch ausgenutzt, den Engländern den Sieg hätten bringen können. Er sah, wie 20 000 Mann zwei Tage tatenlos stehen blieben, obwohl das entscheidende Gelände so gut wie unbefestigt vor ihnen lag und der Weg zu den Dardanellen so gut wie frei war. Dabei konnte man fast die Stunde berechnen, in der die durch Luftaufklärung vom Saros-Golf her im Anmarsch gemeldeten türkischen Divisionen das Kampffeld erreichen mußten. Kein Wunder, daß es auch auf englischer Seite erregte Auseinandersetzungen gab und Kommandostellen anders besetzt wurden. Doch kein Feldherrgenie vermochte die günstigen Gelegenheiten wiederzubringen, die am 7. auf dem Sari Bair, am 7. und 8. in der Suva-Ebene und bis zum 15. August am Kireş Tepe ungenutzt geblieben waren. Was dort bei schnellem Zupacken ohne große Verluste hätte erreicht werden können, wurde wenige Tage später trotz großer Verluste nicht mehr erreicht. Mit 120 000 Mann — 15 Divisionen waren die Engländer am 6. August in Aktion getreten; 80 000 Mann davon waren für den Hauptschlag bestimmt gewesen. Ende August hatten sie 47 000 Mann — veranschlagt war ein Verlust von 9000 Mann — verloren, ohne etwas wesentliches erreicht zu haben!

Schon am 16. August war Sir H a m i l t o n sich über die Notwendig-

keit klar, neue Verstärkungen anfordern zu müssen. Rund 100 000 Mann hielt er für nötig. Damit wäre die Armee nahezu auf ihre doppelte Stärke gekommen. Als diese Forderung in der Hauptsache abgelehnt und die Zuwendungen für die Dardanellen-Armee immer mehr beschnitten wurden, war das Schicksal der englischen Dardanellenoperation eigentlich schon entschieden! General Hamilton mußte in die taktische Abwehr zurückfallen. Das bedeutete auch für die Engländer Stellungskampf, d. h. Übergang zu einer Kampfform, der eine militärische Entscheidungsmöglichkeit nicht innewohnte. Von dem hohen Ziel, Inbesitznahme der Küstenforts bei Kilid Bahr, war man zu einem kümmerlichen Festhalten der schmalen Okkupationszonen gegliitten!

Der Ende August auf Gallipoli erneut beginnende Stellungskrieg bedarf für seine Darstellung nur weniger Worte. Die beiden Seiten aufgezwungene Zurückhaltung ließ ja nur Raum für kleine örtliche Kampfhandlungen, welche die Lage im großen kaum verändern konnten.

Auf türkischer Seite suchte man sich möglichst zweckmäßig den Verhältnissen anzupassen, indem man, der Verlängerung der Front und der Vermehrung der Truppen entsprechend, eine Neueinteilung vornahm. Da die 5. Armee vollauf durch die Kampffronten und den asiatischen Uferschutz in Anspruch genommen war, wurde ihr die Sorge um ihre Rückendeckung am oberen Golf von Saros abgenommen und der 1. Armee übertragen. Ein Armeekorps dieser Armee wurde in den Raum von Kavak vorgeschoben, der Armeeführer, Generalfeldmarschall Frhr. v. d. Goltz, schlug sein Hauptquartier in der Stadt Gallipoli auf. Als der Generalfeldmarschall im Laufe des Oktobers an die Spitze der 6. Armee nach Mesopotamien berufen wurde, verlegte sein Nachfolger im Kommando der 1. Armee sein Hauptquartier nach Konstantinopel zurück. Das am oberen Saros-Golf stehende türkische XVII. Armeekorps erhielt in Oberst Baß einen deutschen Kommandeur*). Außer geringen Kräften, die auf der asiatischen Seite verblieben — meist aus der Kampffront herausgezogene abgekämpfte Divisionen —, stand die ganze 5. Armee auf dem engen Raum der Halbinsel bei Maidos.

*) Gegen Ende des Feldzuges, als mit neuen englischen Landungen nicht mehr zu rechnen war, trat dieses Korps unter den Befehl der 5. Armee.

Die Länge der vom Kiresch Tepe bis Kaba Tepe reichenden Front — 16 km — mit ihren vielen Divisionen in vorderster Linie ließ eine Teilung angebracht erscheinen. Auch die Verschiedenheit des Kampfgebietes an dieser Front, bei Arburnu und auf dem Sari Bair ausgesprochener Gebirgscharakter, bei Anaforta flach gewelltes Hügel land, bestimmten General v. L i m a n, die Front zu teilen. Der nördliche Teil erhielt die Bezeichnung „Anaforta-Gruppe“ und reichte vom Meer bis zur nördlichsten Erhebung des Sari Bair-Massivs. Diese Gruppe wurde unter Befehl des zum Oberst beförderten M u s t a p h a K e m a l *) gestellt und umfaßte sechs Divisionen. Im unmittelbaren Anschluß stand die drei Divisionen starke „Nordgruppe“ mit ihrem linken Flügel bis südlich Kaba Tepe. Im Laufe des Herbstes gab ihr bewährter Führer, E s s a d P a s c h a, den Befehl an General A l i K i s a P a s c h a ab, um für Generalfeldmarschall F r h r. v. d. G o l z das Kommando über die 1. Armee zu übernehmen.

Bei der Südgruppe lag kein Anlaß zu Neueinteilungen vor. Doch trat auch hier ein Befehlswechsel ein; General W e h i b P a s c h a erhielt eine andere Verwendung, an seine Stelle kam der mittlerweile General gewordene Kommandant der Festung Tschanak, D j e v a d P a s c h a. Die 5. Armee bestand somit von Ende August ab aus drei Gruppen und nahm die Form einer kleinen Heeresgruppe von drei Armeen an. Im Gegensatz zu den Armeeoberkommandos an anderen Fronten des Weltkrieges lagen hier die höchsten Befehlsstellen nur wenige Kilometer hinter der vordersten Linie.

Wochen und Monate vergingen in ermüdendem Gleichmaß des Stellungskrieges, der dennoch hohe Anforderungen an Führung und Truppe stellte. Gegenüber war ein Gegner, der dauernd auf der Lauer stand und bei jeder Gelegenheit, wo ihm durch Unachtsamkeit oder Schwäche des Türken ein Erfolg winkte, blitzschnell zugriff. Der an vielen Stellen nur wenige Schritte betragende Abstand zwischen den Feuerlinien förderte die Ausdehnung des Minenkrieges. Wie vordem im

*) Nach dessen Erkrankung F e w z i P a s c h a.

Wettlauf nach den beherrschenden Höhenstellungen, so suchten sich jetzt Freund und Feind unter der Erde den Rang streitig zu machen. In stillen Augenblicken hörte man das unheimliche Bohren und Hämmern im Erdinnern. Man fühlte sich wie auf einem Vulkan, gewärtig, jeden Augenblick in die Luft zu fliegen. Ganze Stellungsteile verwandelten sich im Laufe dieses Minenkrieges in ein wüstes Trichterfeld, das auch äußerlich nur allzusehr die Schrecken dieser fürchterlichsten Kriegsgattung widerspiegelte. Erstaunlich und bewundernswert war an den der Gefahr am meisten ausgesetzten Punkten die Haltung des Türken, der nie seine Ruhe verlor. Ebenso konnte man sicher sein, gerade hier unseren braven deutschen Pionieren zu begegnen, die dem gelehrigen Türken vorzügliche Lehrmeister im Minieren waren. Nur blieb es bedauerlich, daß der Gesundheitsstand dieser deutschen Pioniertruppe sich nicht besserte und nur ein kleiner Teil der Kompagnie dienstfähig war.

Auch sonst verursachten die ungünstigen klimatischen und Lebensverhältnisse zusammen mit den Anstrengungen und Entbehrungen unter den Deutschen leider manche Ausfälle. Nur der eiserne Wille des Armeeführers trogte allen Anstrengungen und Aufregungen; selbst eine schwere Erkrankung im Juni veranlaßte ihn nicht, die Führung der Armee auch nur einen Tag aus der Hand zu geben. In dauernden persönlichen Beziehungen zu den Gruppenführern und unteren Befehlshabern hielt er die vielfach verschlungenen Fäden der Armeeführung fest in der Hand. Kaum ein Tag verging, an dem er nicht einen Gefechtsabschnitt aufsuchte und sich persönlich ein Bild der Lage machte. Die stattliche Figur von „Liman Pascha“ war allen Offizieren und Soldaten eine wohlbekannte und — oft auch gefürchtete Erscheinung; denn der General sah alles und merkte sofort, wo etwas nicht stimmte. So gern er lobte und Verdienste auszeichnete, so deutlich war er gegenüber Pflichtvergeßlichkeit und griff in solchen Fällen rücksichtslos ein. Der Zufluß an Deutschen überstieg um ein beträchtliches den Abgang, so daß die deutsche Stellenbesetzungsliste der 5. Armee immer länger wurde. Insbesondere waren die höheren Artillerie-Befehlsstellen vielfach mit deutschen Offizieren besetzt. Seit dem September hatte die 5. Armee in General Gressmann einen deutschen General der

Artillerie, in Oberst Wehrle einen deutschen Kommandeur der schweren Artillerie. Die Artillerie-Kommandeure sowohl der Feld- wie der schweren Artillerie bei der Anaforta- und der Kommandeur der schweren Artillerie bei der Nordgruppe waren gleichfalls deutsche Offiziere (Major Bonberg, Hauptleute Lierau und Detleffen), während bei der Südgruppe an Stelle des an einem schweren Herzleiden erkrankten Majors Binhold ein türkischer Offizier, der als Soldat und Mensch gleich hochstehende Oberstleutnant Asım Bey trat. Ihm unterstanden als Artillerie-Abschnittskommandeure die Majore Schmidt-Kolbow und Senftleben. An höheren Truppenführern waren im Dezember 1915 zwei Kommandierende Generale (Oberst Baß und Oberstleutnant Kannengießer) und vier Divisions-Kommandeure (die Oberstleutnants Heuß, v. Sodenstern und Nicolai, Major Willmer) deutsch. In Generalstabstellungen befanden sich Hauptmann Eggert als Chef des Generalstabes der Nordgruppe und Rittmeister Mühlmann als 1. Generalstabsoffizier bei der Südgruppe.

Auch deutsche Flieger, die den serbisch-rumänischen Balkanriegel teilweise überflogen hatten, waren im Laufe des Herbstes eingetroffen. Durch den an der Spitze des türkischen Flugwesens stehenden Hauptmann Serno war unweit der Stadt Gallipoli bei Galata eine Dardanellen-Fliegerabteilung eingerichtet worden, die drei Maschinen zählte. Durch kühne Flüge machte sich besonders Oberleutnant Buddée bald einen Namen. Deutsches Fliegerpersonal, das bei der geringen technischen Vorbildung der türkischen Fliegertruppe doppelt vonnöten war, schlüpfte in Form von harmlosen Einzelreisenden durch die rumänische Kontrolle. In der gleichen Verkleidung bewerkstelligten unter oft abenteuerlichen Umständen deutsche Artilleristen ihre Fahrt nach Konstantinopel. Deutsches Sanitäts-Personal und -Material floß in reichem Maße den Dardanellen zu und war dort in hohem Maße willkommen. Vom Roten Kreuz entsandte Sanitätsmissionen — u. a. diejenigen des Barons v. Trützschler, des Grafen Hochberg und Dr. Stugin — haben in aufopferungsvoller Weise den türkischen Sanitätsdienst unterstützt und manchen braven Türken am Leben erhalten. Im Dezember 1915 — dem

letzten Monat des Dardanellen-Feldzuges — leisteten ihren türkischen Kameraden bei der Anafortagruppe 51 deutsche Offiziere mit rund 100 Unteroffizieren und Mannschaften, bei der Nordgruppe 8*), bei der Südgruppe 35 Offiziere*) treue Waffenhilfe. Die Gesamtzahl der Deutschen wird sich um diese Zeit, einschließlich des deutschen Personals der Festung, auf etwa 700 Köpfe belaufen haben.

Immer weiter rückte der Herbst vor, immer seltener wurden die schönen, warmen Tage. Kalt legte der Herbststurm über die kahlen Höhen und Hochflächen Gallipolis, tagelange Regengüsse verwandelten den Boden in einen unergründlichen Morast. In den tiefer gelegenen Gräben sammelte sich das Wasser und erweiterte sich in den Niederungen zu ganzen Seen. Am Hange gelegene Gräben wurden teils weggewaschen, teils mit Geröll ausgefüllt. In gewaltigen Sturzbächen ergoß sich das Wasser in die Tiefe, immer neue Erdspalten aufreißend. Glühend wünschte man die Sonne, so sehr sie es oft auch zu gut gemeint hatte, herbei, damit sie die graue Wolkendecke durchriß. Kalt drang selbst durch die Winterkleidung der eisige Wind. Er schüttelte die Zelte und rüttelte an den kleinen, primitiven Blockhäusern der höheren Stäbe. Eine leider seltene Wohltat bedeutete es, des Abends an einem kleinen Feuer sich erwärmen zu können; denn Holz war eine Kostbarkeit! Von weit her mußte es aus dem entwaldeten Lande herangeholt werden.

Ende September waren die Augen der Welt auf den Balkan gerichtet, besonders eifrig verfolgte man aber natürlich von Gallipoli aus die sich dort vorbereitenden Dinge. Die bulgarische Mobilmachung und der Aufmarsch deutscher und österreichisch-ungarischer Truppen an der Donau ließen hoffen, daß die so lange und so sehnlichst erwartete Unternehmung gegen Serbien endlich zur Tat werden würde. Der Triumphzug *Mačensen* und das Vorgehen der Bulgaren berechtigten zu der Folgerung, daß der serbische Widerstand bald gebrochen und der Weg für die nach den Dardanellen bestimmten deutschen Artillerie- und Munitions-

*) Der Mannschaftsbestand läßt sich nicht genau nachweisen.

transporte bald frei sein würde. Nun schien sich zu erfüllen, was seit Monaten erhofft war.

Schon im Oktober beschäftigte sich General v. Liman mit den neuen Ausblicken und den für einen großen Angriff notwendigen Vorbereitungen. Als am 3. November die mit größter Freude aufgenommene Anfrage des Generals v. Falkenhayn eintraf, was für nötig gehalten würde, um Gallipoli vom Feinde zu säubern, konnten dem deutschen Generalstabschef die verlangten Auskünfte sofort erteilt werden. General v. Liman wünschte zuerst mit dem bei Ariburnu und an der Suvla-Bucht stehenden Gegner abzurechnen. Hierzu plante er den Durchbruch durch die Mitte der feindlichen Front, um dann beide Flügel von innen heraus aufzurollen. Erst wenn dies gelungen war, sollte der Angriff auf Sedd ul Bahr in die Wege geleitet werden. Gewaltige Mengen an Kampfmitteln wurden angefordert und von der Obersten Heeresleitung bewilligt. 20 Batterien, darunter zwei schwerste Flachfeuer-, drei 21 cm-Mörser- und sechs schwere Haubitze-Batterien, wurden zur Verfügung gestellt, daneben noch erhebliche Munitionsmengen für die schon auf Gallipoli und in den Küstenforts stehende Artillerie. Auch andere technische Formationen, darunter ein Minenwerfer-Bataillon, sollten nach Gallipoli befördert werden. Raum bestanden die ersten Verbindungsmöglichkeiten, so lief auch schon der erste Munitionstransport nach Konstantinopel ab. Offiziere, die sich in den großen Durchbruchschlachten im Osten einen Namen gemacht hatten, trafen zur Besprechung und persönlichen Information im Armeehauptquartier ein.

Die Angriffsmaßnahmen wurden bis ins einzelne getroffen. Auf Grund der bisher gemachten Erfahrungen fiel der Artillerie und den anderen technischen Kampfmitteln die Hauptaufgabe zu. Aber auch die Ausbildung der Infanterie setzte mit besonderem Nachdruck ein. Die besten Divisionen wurden nacheinander aus der Front herausgezogen, um als Sturm-Divisionen an hinter der Front angelegten Übungswerken geschult zu werden.

Mitte November und Anfang Dezember langten die ersten geschlossenen nicht türkischen Truppenteile in Gallipoli an. Es waren österreichisch-ungarische Formationen, eine 24 cm-Mörser-Batterie und

eine 15 cm-Haubitz-Batterie. Erstere wurde bei der Anaforte-Gruppe, letztere gegenüber Sedd ul Bahr eingesetzt; beide machten dem Feinde viel zu schaffen.

So waren die Angriffsvorbereitungen bald im vollen Gange. Aber langsam, viel zu langsam für die Ungeduld der Gallipolikämpfer, rollten die deutschen Transporte heran. Man mußte ja damit rechnen, daß die nun völlig veränderte strategische und taktische Lage dem Engländer sehr nahe legte, sich diesem Angriff zeitig genug durch Rücknahme der ganzen Expedition zu entziehen. Das strategische Ergebnis des Feldzuges gegen Serbien, die Öffnung des Weges Berlin—Konstantinopel, lag auch für den Engländer durchsichtig genug. Der Türke mußte in Bälde auf Gallipoli über viel stärkere Kampfmittel verfügen als bisher, und dann blieb für den Engländer nur die Entscheidung, entweder die Halbinsel zu räumen oder selbst ganz andere Kräfte als bisher auf diesem Kriegsschauplatz einzusetzen. Letzteres aber war im Hinblick auf die Anfang Oktober erfolgte Landung starker englischer und französischer Kräfte bei Saloniki wenig wahrscheinlich; denn daß der Feind sich stark genug fühlen sollte, zwei große Überseeunternehmungen gleichzeitig zu führen, war nicht anzunehmen.

Für die 5. türkische Armee ergaben sich aus dieser Lage die Folgerungen, scharf die Kampffronten zu beobachten, um frühzeitig Anzeichen zu entdecken, die auf Räumungsabsichten des Gegners hindeuteten, und möglichst unbemerkt und beschleunigt die Heranführung der deutschen Waffenhilfe zu betreiben. Beide Aufgaben waren aber in ihrer Durchführung sehr schwer. Die taktische Lage auf Gallipoli und die Unterlegenheit in der Luft gestattete der türkischen Armee nur eine frontale Beobachtung, die durch Täuschungsmaßnahmen des Feindes irregeführt werden konnte. Und der Wunsch einer Beschleunigung und Geheimhaltung der deutschen Transporte blieb unerfüllbar. Von den beiden in Betracht kommenden Verbindungslinien war die leistungsfähigere und schnellere, die Bahn Belgrad—Nisch, durch Brückenerstörungen auf Wochen hinaus unbenutzbar und der Donauweg mit seinem mehrmaligen Umladen von Bahn zu Schiff und dann wieder umgekehrt umständlich und zeitraubend. An allen Ecken und Enden des Balkans wimmelte es aber von Spionen und Agenten!

Der Rückzug der Engländer.

Die Vorgeschichte der Räumung Gallipolis durch die Engländer ist interessant genug, um hier etwas eingehender gestreift zu werden. Anfang Juli 1915 hatten sich die englische und französische Heeresleitung dahin geeinigt, von einer großen Offensive im Westen für die nächste Zeit Abstand zu nehmen. Die in England neu aufgestellte Armee — die sogenannte *Ritchener-Armee* — wurde damit für andere Zwecke verfügbar. Angesichts der Bedeutung, die das Londoner Kabinett einer glücklichen Durchführung der Dardanellenoperation in politischer und militärischer Hinsicht beimaß, waren fünf neue Divisionen*) dem General Hamilton überwiesen worden. Mit ihnen hatte, wie wir gesehen haben, der englische Heerführer im August die Angriffe bei Anaforta und auf den Sari Bair ausgeführt. Als diese Unternehmungen, wie sich Ende August herausstellte, fehlgeschlagen waren, nahm in Paris das Interesse für den Dardanellenfeldzug ab. Im Gegensatz zu der Anfang Juli eingenommenen Haltung befürwortete die französische Heeresleitung in der zweiten Augusthälfte für den Herbst eine gemeinsame große Offensive, welche die deutsche Front bei Loos und in der Champagne treffen und durchbrechen sollte. Diesem Ansuchen hatte sich die englische Heeresleitung nicht entziehen können; alle verfügbaren Kräfte waren daher für diese neue Unternehmung mit Beschlag belegt. Für die Dardanellen blieb nichts übrig. So erklärte sich der abschlägige Bescheid auf den Antrag Hamiltons vom 16. August**), ihm weitere Verstärkungen zuzusenden. Vierzehn Tage später ein verblüffender Lagenwechsel! Frankreich, das doch eben von dem Dardanellenunternehmen deutlich abgerückt war, ergriff Anfang September die Initiative und schlug vor, den Versuch zu machen, durch eine neue große Landung auf dem asiatischen Ufer, die es mit sechs Divisionen allein

*) 10., 11., 13. Division, 53. und 54. Territorial-Division.

**) Siehe Seite 160.

durchzuführen gedachte, den festgefahrenen Angriff wieder in Gang zu bringen. Es regte hierzu die Ablösung der bei Sedd ul Bahr eingesetzten zwei französischen Divisionen durch zwei englische an. In London stand man dem Vorschlage überrascht gegenüber, ging aber auf die französischen Wünsche sofort ein. Das Einschiffen der für die Dardanellen bestimmten neuen Kräfte wurde für Anfang Oktober vorgesehen. Bereits Ende September schuf aber die Mobilmachung Bulgariens eine ganz neue Lage. Die Entente war sich keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß die schon mehrfach befürchtete, aber immer wieder verschobene Offensive der Mittelmächte gegen Serbien nun zur Wirklichkeit werden würde. Und daß Bulgarien dabei auf Seiten der Mittelmächte zu suchen sein würde, konnte ebensowenig zweifelhaft sein. Die Auswirkung der bulgarischen Mobilmachung war denn auch sofort ein Hilferuf Serbiens an die Westmächte, die ihrerseits Griechenland aufforderten, dem Serben zu Hilfe zu eilen. Da Griechenland hierfür nicht zu haben war, wünschte Frankreich selbst einzuspringen und durch eine Landung bei Saloniki den Serben Unterstützung zu bringen. Dieser Plan wurde von englischer Seite zunächst rundweg abgelehnt. Das britische Kabinett vertrat in seiner Mehrheit den Gedanken, die neue Armee von sechs Divisionen an die Dardanellen zu senden. Die französische Heeresleitung hielt aber daran fest, diese schon teilweise schwimmenden Transporte nach Saloniki zu leiten. General J o f f r e machte schließlich diesen Streitpunkt zur Kabinettsfrage und drohte mit seinem Rücktritt, falls England seine Mitwirkung bei Saloniki versage. Auf eine ernste Trübung des Verhältnisses zu Frankreich konnte es aber das Londoner Kabinett nicht ankommen lassen und unterwarf sich deshalb dem Ultimatum des französischen Generalstabschefs.

Damit war das Schicksal des Dardanellenfeldzuges entschieden. Die Verwirklichung des strategischen Grundgedankens, dessentwegen man Ende April auf Gallipoli gelandet war, und der einen neuen Angriff mit frischen, starken Kräften bedingte, kam nun, wo man weitere Mittel nicht bewilligen konnte oder wollte, nicht mehr in Frage. So blieb nur die Wahl zwischen dem Festhalten der gewonnenen Stellungen oder deren Räumung. Aber selbst diese Wahlfreiheit bestand nur in der

Theorie. Der schmale Bodenbesitz, dessen Behauptung jetzt schon bei starker artilleristischer Unterlegenheit des Türken so große Verluste kostete, wurde in dem Augenblick, wo moderne schwere Artillerie an der türkischen Front eintraf, vollends unhaltbar. Von den beiden Möglichkeiten, sich herauschießen und ins Meer werfen zu lassen oder, wenn auch unter Verlusten, freiwillig abziehen, war letzteres fraglos das kleinere Übel.

Es ist begreiflich, daß man sich in London scheute, diese grausame Folgerung zu ziehen und das Wort „Räumung“ offen auszusprechen. Man kann es an sich verstehen, daß die verantwortlichen Stellen zwei volle Monate benötigten, um sich zu diesem Entschlusse durchzuringen. Es war für den englischen Nationalstolz eine bittere Pille, vor türkischen Truppen, auf die man zu Beginn des Krieges mit einer gewissen Nichtachtung herabgesehen hatte, bedingungslos zurückgehen und den Erfolg deutscher Führung anerkennen zu müssen. Mehr noch als diese sentimentalen Empfindungen aber waren es reale Erwägungen, die das englische Kabinett verleiteten, die Entscheidung immer wieder hinauszuziehen. Die Räumung Gallipolis bedeutete einen gewaltigen Prestigeverlust für England; sie konnte verhängnisvolle Folgen in der zumeist von England beherrschten islamitischen Welt auslösen und unter Umständen das Signal für offene Aufstandsbewegungen größeren Umfanges im britischen Kolonialbesitz sein. Auch schreckte der gewaltige materielle Verlust ab, der voraussichtlich mit einer Räumung verbunden war. So ließ denn das britische Kabinett in dieser wichtigen Frage den sonst den Engländer auszeichnenden Wirklichkeitsinn und die ihm politisch eigene Entschlußkraft vermissen. Mit einiger Berechtigung hat diese Haltung der Regierung später den Vorwurf eingebracht, daß sie sich von den Ereignissen habe treiben lassen.

Schon in den ersten Oktobertagen erging, als Auftakt zu der Tragödie der Räumung, an den Oberbefehlshaber der englischen Dardanellenarmee die Weisung, zwei Divisionen nach Saloniki abzugeben. Am 12. Oktober richtete Lord *Kitchener* an General *Hamilton* die Anfrage, welche Verluste mit einer etwaigen Räumung der Dardanellen verbunden sein würden, wobei er sich ausdrücklich dagegen ver-

wahrte, diese Anfrage schon als den Entschluß der Räumung anzusehen. Die Antwort des englischen Armeeführers, daß eine Räumung für ihn „undenkbar“ (unthinkable) sei, und daß sie etwa mit der Hälfte der Armee und des Materials zu bezahlen sein würde, führte zu seiner Abberufung. Sein Nachfolger, General Monro, vertrat den entgegengesetzten Standpunkt. Er befürwortete auf das entschiedenste eine Räumung Gallipolis, glaubte aber gleichfalls, den dabei zu erwartenden Verlust sehr hoch, mit etwa 30—40 Prozent des Bestandes, anzusetzen zu müssen. Auch dieser Bericht verstimmte in London und veranlaßte Lord Ritchener, sich persönlich nach Gallipoli zu begeben, um sich ein eigenes Urteil zu bilden. Zunächst noch unbedingt für ein Durchhalten und sogar für die Erneuerung des Angriffs zu Lande und zu Wasser, glaubte er nach eingehender Prüfung der Verhältnisse am 9. November und den folgenden Tagen sich auch für eine wenigstens teilweise Räumung der Stellungen aussprechen zu müssen. Er sah die gewaltige Brandung der durch die Herbststürme aufgewühlten See an den Landeplätzen, die das Ausbooten tagelang unmöglich machte; er sah das Zerstörungswerk, das die fortgesetzten Regensfluten im Grabensystem angerichtet hatten, sah die Überschwemmungen in den tiefer gelegenen Verteidigungsanlagen, wo die Grabenbesatzungen bis an die Knie im Wasser standen. Sein Rundgang durch die Stellungen und seine Besprechungen mit den Unterführern enthüllten ihm alle Schwächen der eigenen, alle Stärken der türkischen Stellungen. Wo er sich auch bewegte, fühlte er sich unter der Beobachtung von Hunderten von Augen und Ferngläsern, die von den Höhen in fast jeden Geländewinkel des Tieflandes hineinsahen. Wohin er auch den Blick wandte, überall sah er, natürlichen Festungen gleichend, die Berge und Bergketten Gallipolis aufsteigen, die alle, alle im festen Besitz des Türken waren, und auf deren Hängen ein tiefgegliedertes Grabennetz sich abhob. Und hinter sich, nur wenige Kilometer rückwärts der vordersten Linien, schon der Abschluß des Operationsraumes, das Meer!

Dieses Ergebnis eines mehr denn sechsmonatigen, unerhört blutigen Kampfes mag den klugen und tatkräftigen englischen General stark beeindruckt haben. Da zudem die ihm vorgelegten Rapporte einen

erschreckend hohen Abgang, mehr noch durch Krankheiten, insbesondere Ruhr, als durch das feindliche Feuer, zeigten, mußte der Entschluß für eine Änderung der Verhältnisse unbedingt gefaßt werden. Wenn bisher schon der Stellungskrieg so schwere Verluste gekostet hatte, konnte unschwer vorausgesehen werden, was eintreten mußte, wenn mit der Heranschaffung deutscher Artillerie und Munition die Feuerüberlegenheit auf türkische Seite überging. Unter diesen Umständen wäre ein Belassen der Armee in den taktisch so ungünstigen Stellungen nicht mehr zu verantworten gewesen.

Am 22. November erklärte Lord *Ritchener* sich mit der Räumung der Anaforta- und Ariburnu-Zone einverstanden, wünschte aber ein Festhalten von Sedd ul Bahr mit Rücksicht auf die Flotte, die sich hier eine vorgeschobene Seebasis erhalten wollte.

In den letzten November- und ersten Dezembertagen griff jedoch neue Unschlüssigkeit Platz, und die Neigung, das Steuer wieder herumzuwerfen, den Dardanellenfeldzug mit verstärkter Kraft wieder aufzunehmen, trat erneut hervor. Anlaß dazu war ein Kommandowechsel in der Flotte. Der neue Flottenchef wollte von einem Aufgeben der Gallipoli-Positionen nichts wissen, sondern beurteilte, ganz im Gegensatz zu seinem Vorgänger, sogar die Aussichten eines neuen Flottenangriffs durchaus günstig. Noch einmal wandte sich *Ritchener* am 2. Dezember an General *Monro* mit der Frage, ob er glaube, mit vier frischen Divisionen die Stellungen so verbessern zu können, daß sie sich auch gegen starke türkische Angriffe erfolgreich behaupten ließen. Als die Antwort verneinend ausfiel, war der Würfel gefallen. Am 8. Dezember erging die Weisung an General *Monro*, Vorbereitungen für die Räumung der Suwla- und Ariburnu-Zone zu treffen. Am 28. erfolgte dann auch der Befehl zur Räumung von Sedd ul Bahr, da man einsah, daß ein Festhalten der Landspitze ohne Besitz des Eltschi Tepe unmöglich war.

Von all diesen Vorgängen auf englischer Seite war natürlich bei der türkischen 5. Armee nichts bekannt. Gleichwohl hing das Wort „Räumung“ sozusagen in der Luft. Die strategische und taktische Lage wies auf die Möglichkeit einer Räumung hin; zudem kamen Nachrichten über

Nachrichten, die von einer Überführung starker Kräfte von Gallipoli nach Saloniki wissen wollten. Aber kein sicherer Anhaltspunkt war zu gewinnen. Unmöglich konnten aber Meldungen aus mehr oder minder unzuverlässigen Quellen als Grundlagen für militärische Entschlüsse dienen, die von folgenswerer Bedeutung waren und von denen das Leben von Tausenden abhing. Was geschehen konnte, um aus der Front wertvolle Aufklärungsergebnisse zu bekommen, wurde veranlaßt. Nacht für Nacht schoben sich Schleichpatrouillen und Horchposten an die feindliche Linie heran; auch größere Patrouillenunternehmungen wurden ausgeführt. Die Meldungen blieben jedoch immer die gleichen: der übliche Grabenlärm, Feuerschein in den hinteren Gräben und im rückwärtigen Gelände, normale Kampftätigkeit, die gegen Mitternacht abnahm, um allmählich ganz zu verstummen. Tagsüber spähten Hunderte von Augen, Gläsern und Fernrohren in jede Geländefalte, um irgendwelche Veränderungen oder heimliche Abzugsvorbereitungen zu entdecken. Täglich überflogen die Flieger trotz verstärkter Flugabwehr die feindlichen Stellungen und machten aus niedriger Höhe Aufnahmen, um auf der Platte festzuhalten, was vielleicht dem Auge entgangen war. Auch am asiatischen Ufer wurde der Beobachtungsdienst gegenüber Sedd ul Bahr verstärkt; denn an den Landestellen an der Südspitze der Halbinsel mußten sich immer noch am ehesten Anzeichen einer bevorstehenden Räumung gewinnen lassen. Aber alle Aufklärungsmittel konnten keine sicheren Anhaltspunkte dafür bringen, daß der Engländer vor entscheidenden Handlungen stand. Aus den die Höhen krönenden Beobachtungswarten und Gefechtsständen sah man das seit Monaten gewohnte Leben beim Gegner sich unverändert weiter abspielen. Das Wasser durchzogen wie immer einzelne Monitore und Torpedoboote, in der Suva-Bucht wiegen sich, wie immer, einige Kriegsschiffe, vor den Landestellen lagen bald in größerer bald in näherer Entfernung Transporter, die mit der Unzahl hin- und herschießender Boote das übliche Bild auf dem Meere vervollständigten. An den Landestellen spielte sich das alte, lebhafteste Treiben ab, Menschen und Fahrzeuge kamen und gingen, kleine Trupps tauchten im rückwärtigen Gelände auf, und die an ihrem Abzeichen deutlich erkennbaren Krankenwagen fuhren heute wie immer

zur Front. Die Artilleriestellungen waren sämtlich besetzt, und wenn auch das Lagenfeuer seltener wurde und häufiger nur wenige Geschütze aus einer Stellung feuerten, so bot auch das schließlich nur ein schon öfters im Verlaufe des Feldzuges beobachtetes Bild. Man durfte dem um so weniger Bedeutung beimessen, als die Artillerietätigkeit, was die Zahl der Schüsse anging, kaum abgenommen hatte.

Am 19. Dezember war die Feuertätigkeit wie gewöhnlich; gegen Mitternacht schloß das Feuer an der Front allmählich ein; nur in großen Zeitabständen durchrissen das Krachen einer Handgranate, das Geknatter eines Maschinengewehrs oder der scharfe Knall eines Gewehrschusses die Stille der Nacht. Der Himmel war wolkenbedeckt, so daß das Mondlicht nur wenig Helligkeit verbreitete. In den Gräben wird es stiller; abgesehen von den ins Vorgebiet spähenden Posten gibt sich alles der Ruhe hin. Plötzlich — gegen 3³⁰ morg. — erfüllt ein gewaltiges Krachen die Luft. Die Schläfer der Anaforta- und Nordgruppe fahren erschreckt auf: ist Gefahr im Anzuge, kommt ein überraschender Nachtangriff des Feindes? Wieder wird alles ruhig, der Feind scheint nur eine große Minensprengung vorgenommen zu haben. Sofort fühlen Grabenwachen vor, um in dem verschütteten, noch rauchenden Gelände Umschau zu halten. Sie erreichen unbeschossen den Trichter, wagen sich noch weiter vor, sind im feindlichen Graben, und — kein Engländer ist zu sehen! Das geht nicht mit rechten Dingen zu! Sofort Meldung an den nächsten Führer, Alarm, das Telephon rasselt im Stabsquartier. Bevor von dort Befehle kommen, ist die Truppe schon aus eigenem Antrieb teilweise vorgegangen. Wie ein Funke läuft blitzschnell durch die ganze lange Front die Nachricht, daß der Engländer anscheinend im Abzuge ist. Wenige Minuten nach der Entdeckung eröffnet die türkische Artillerie ein heftiges Feuer auf die Landestellen und Uferstreifen. Hier und dort zuckt aus dem Dunkel der Nacht, die durch Nebel noch unsichtiger wird, ein rötlicher Feuerschein vom Strande herauf. Was ist das? Sollte es sich vielleicht nicht um Abzug, sondern um eine neue Landung handeln? Durcheinander, Be-

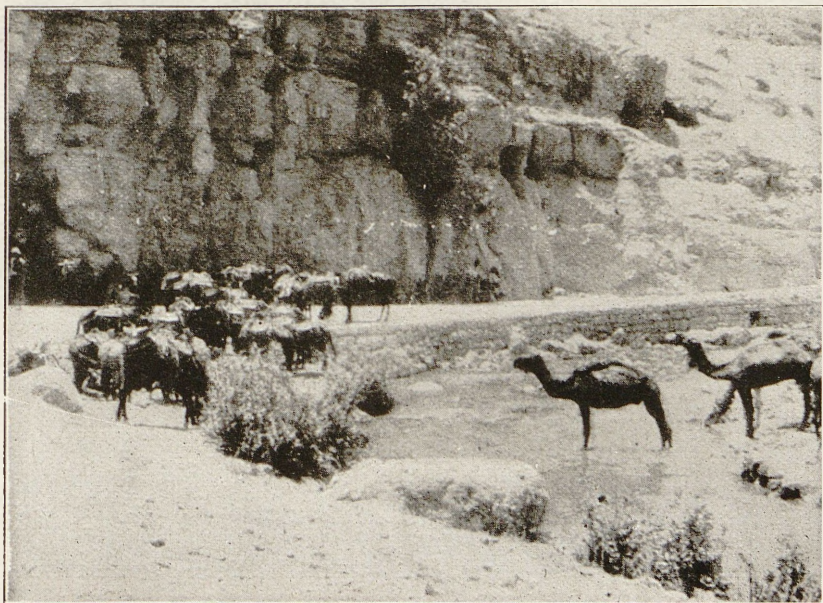
fehl, Gegenbefehl, — kostbare Zeit vergeht, ehe die ganze Front ins Vorrücken kommt. Nur langsam wird Raum gewonnen. Nebel, Dunkelheit und das Gewirr der feindlichen Stellungen in dem zerrissenen Gelände mit seinen steilen Abstiegen zur Küste auf den beiden Flügeln der türkischen Front verlangsamten das Vorkommen. Aber auch in der Mitte, im Hügelgelände, und später in der Ebene der Suvla-Bucht, geht es nicht so schnell vorwärts, wie die Ungeduld es haben möchte; immer wieder legen sich Gräben vor. Glaubt man endlich, freies Gelände gewonnen zu haben, so steht man plötzlich wieder vor einem breiten Drahthindernis; Treminen gehen auf, verursachen Verluste und Verwirrung. Wiese nicht der weithin sichtbare Feuerschein am Ufer die Richtung, so könnte man noch fehlgehen. Je näher man dem Strande kommt, um so stärker wird das feindliche Artilleriefeuer vom Meere her, das noch viele Opfer fordert und manchen Halt gebietet. So kommt es, daß, als das Ufer erreicht wird, die letzten feindlichen Boote schon weit draußen schwimmen.

Erst mit Tagesanbruch gelingt es, die Lage einigermaßen zu klären. Vom Gegner ist nichts mehr zu sehen. Auch die feindliche Flotte ist verschwunden, nur ein Kreuzer hält noch eine Zeit lang vor Ariburnu Wacht; drohend blickt es aus seinen Geschützen, wenn man am Ufer die nötige Vorsicht außer acht läßt. Die gewaltigen Feuer am Strande, die als Wegweiser für die nächtliche Vorbewegung gedient hatten, waren teils heruntergebrannt, teils gelöscht worden. Sie rührten von den riesigen Vorräten her, die die Engländer in Brand gesteckt hatten, um sie nicht in die Hand der Türken fallen zu lassen. Aber auch so war die Kriegsbeute noch groß. In den feindlichen Gräben wie auch im rückwärtigen Gelände wurden manche wertvollen Bestände aufgefunden und ausgegraben, die mitzunehmen den Engländern die Zeit gefehlt hatte. Am Strande lagen zahlreiche Wasserfahrzeuge, meist Boote, aber auch einige kleine Dampfer, die in den letzten Tagen durch Artilleriefeuer beschädigt oder infolge anderweitiger Havarien nicht mehr hatten abgeschleppt werden können. Kleinbahn-, Fernsprech- und Pioniermaterial, ebenso Sanitätsgerät hatte der Engländer in großer Menge zurücklassen müssen. Der Türke konnte das alles gut gebrauchen.

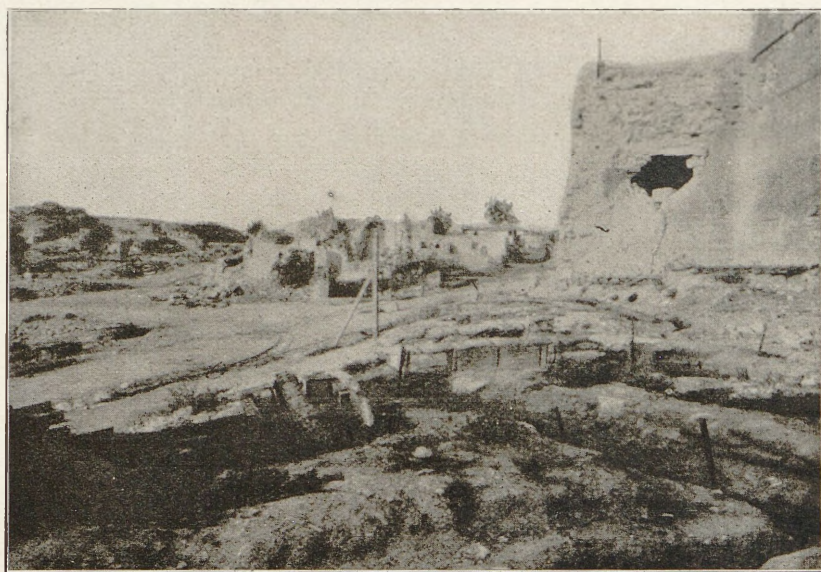
Tafel 16.



Shimenlit.



Kamele an der Tränke.



38cm-Treffer der „Queen Elisabeth“ in Sedd ul Bahr.



Bei Esfi Siffarlik zurückgelassenes französisches 15cm-Schiffsgeschütz (fest eingebaut).

Noch willkommener aber waren die Berge von Lebensmitteln und Konserven, die die schmale Kost des Türken erheblich verbesserten. Nur die Büchsen mit Schweinefleisch fanden keine Liebhaber und standen den „Ungläubigen“, den Christen, zur Verfügung! Eine weitere wertvolle Beute waren die großen Zeltlager, die naturgemäß zur Täuschung bis zum letzten Augenblick stehen bleiben müssen. Die Beute an Geschützen war nicht groß. Dem Engländer war es gelungen, neben der ganzen Infanterie nahezu auch die gesamte Artillerie auf die Schiffe zu bringen. Nur 12 gebrauchsunfähig gemachte Geschütze fielen den Türken in die Hand. Infanteriewaffen und Munition wurde dagegen noch in großer Zahl in den verlassenen Gräben und Depots vorgefunden.

Gehobene Stimmung herrschte am 20. Dezember bei der 5. Armee. Mann und Offizier genossen das befreiende Gefühl, dem Gefängnis des engen Grabens und Unterstandes entronnen zu sein und sich ungestraft und ungehindert im Gelände bewegen zu können. Mit Staunen und Anerkennung betrachtete man den Stellungsausbau auf feindlicher Seite. Auch hierin erwiesen sich die Engländer als vollwertige Gegner; auf Schritt und Tritt konnte man feststellen, wie sie in ihren von Natur so schlechten Stellungen durch praktische und manchmal geradezu erstaunliche Maßnahmen die türkische Feuerwirkung abgeschwächt und den Aufenthalt in den Gräben bis in die vorderste Linie hinein sogar mit einer gewissen Bequemlichkeit ausgestattet hatten. Hierbei half ihnen nicht nur der dem Briten angeborene und anerzogene Sinn zu praktischer Betätigung, sondern auch die Fülle und der Überfluß an Material, das ihnen aus der ganzen Welt zugeführt wurde. Immer wieder drängte sich der Gedanke auf, wenn doch die 5. Armee über ebenso reiche Mittel für Stellungsausbau und Stellungskrieg verfügt hätte! Manche Lage und mancher Kampf hätten einen anderen Ausgang genommen!

Nicht so ungetrübt wie für den Soldaten war die Freude für den Armeeführer. Gewiß, ein großer Erfolg, in seinen Auswirkungen noch

nicht abzusehen, war errungen. Aber in die Freude mischte sich das Bedauern, daß es nicht gelungen war, den Abzug für den Gegner verlustreich zu gestalten. Wieviel erfreulicher wäre der Abschluß des 20. Dezember gewesen, wenn neben dem erzielten strategischen und moralischen noch ein großer taktischer Erfolg — die Gefangennahme eines wesentlichen Teils der abgezogenen feindlichen Armee und die Erbeutung ihres Artillerieparks — errungen worden wäre! Dies gegenüber Sedd ul Bahr zu erreichen, setzte General v. Liman nun seine ganze Kraft ein. Dort sollte der Feind nicht ungerufen davonkommen.

Ob der Engländer sich auch hier mit Räumungsabsichten trug, konnte nur vermutet werden. Manches sprach dafür, daß sich Großbritannien gern in Sedd ul Bahr ein zweites Gibraltar schaffen würde. Mit Sedd ul Bahr in britischem Besitz stand der ganze Weltwirtschaftsverkehr vom und zum Schwarzen Meer unter englischer Kontrolle. Aber die militärische Voraussetzung für ein dauerndes Halten der Südspitze von Gallipoli war der Besitz des Eltschi Tepe. Da diese Voraussetzung bisher nicht erfüllt und nach der Lage auch nicht mehr erfüllbar war, neigte General v. Liman der Ansicht zu, daß auch hier die Stunde der Räumung bald kommen werde. Alle Maßnahmen im Abschnitt der Südgruppe wurden darauf zugeschnitten, beim ersten Anzeichen eines Abzuges anzugreifen. Starke Kräfte — acht Divisionen — wurden hierzu hinter der von vier Divisionen besetzten Front bereitgehalten. Laufbrücken wurden auf die vordere Linie verteilt, um auch mit Artillerie schnell über die feindlichen Hindernisse und Gräben gelangen zu können. Günstigster Zeitpunkt für den Angriff war, wenn die Räumung schon im Gange, ein Teil der feindlichen Truppen und des Materials schon zurückgezogen war, und die noch in Stellung befindlichen Teile nicht mehr auf Unterstützung — es sei denn durch ihre Flotte — rechnen konnten. Die Schwierigkeit lag aber darin, diesen Zeitpunkt zu erkennen. Die letzte gegnerische Front war 6 km lang, ihre beiden Flügel an das von der feindlichen Flotte beherrschte Meer angelehnt. Es war daher nicht möglich, von den Flanken aus Einblick in das, was hinter dieser Front vorging, zu gewinnen. Gewiß bot das asiatische Ufer seitliche Beobachtungsstellen, aber die Entfernung war zu groß, und die

durchs Glas gewonnenen Beobachtungsergebnisse konnten die Nach-
aufklärung durch Patrouillen nicht ersetzen. Gerade in diesem Falle
hätte die Luftaufklärung unschätzbare Dienste leisten können, Voraus-
setzung dafür wäre aber die Beherrschung der Luft gewesen. Wie auf
allen Gebieten der Materialsaurüstung, so hatte der Engländer auch hier
unbestrittene Überlegenheit; 60 englische und 20 französische Maschinen,
größtenteils modernster Bauart, standen den wenigen Apparaten auf
türkischer Seite gegenüber. Da der Feind naturgemäß gerade in den
Tagen des Abzugs die türkische Luftaufklärung verhindern wollte, so
war seine Flugabwehr besonders stark. Die wenigen Minuten, in denen
der feindliche Flugdienst aussetzte, mußten von unseren Fliegern blitz-
schnell ausgenutzt werden. Eine weitere Schwierigkeit für die Türken,
den Zeitpunkt der Räumung zu erkennen, lag in den langen Nächten.
Volle 12 Stunden standen dem Gegner allnächtlich zur Verfügung,
während deren er unbeobachtet Vorbereitungen treffen und alle Spuren
verwischen konnte, die auf eine erhöhte Tätigkeit an den Landstellen
hingewiesen hätten.

So blieb nur übrig, die feindliche Front in den Nachtstunden durch
Patrouillen abzutasten. Was in dieser Beziehung getan werden konnte,
wurde vorbereitet. Ein lebhafter Patrouillengang wurde den Front-
Divisionen zur besonderen Pflicht gemacht. Die besten Patrouillen-
gänger aus den freigewordenen Verbänden wurden der Südgruppe über-
wiesen. Um den Gegner festzuhalten, befahl General v. L i m a n eine
verstärkte Feuertätigkeit, wofür eine Anzahl von Batterien der bisherigen
Nord- und Anaforta-Gruppe schon am 20. Dezember zur Südgruppe in
Marsch gesetzt wurden. Eine unter deutschem Befehl — Hauptmann
L e h m a n n — stehende Feldartillerie-Abteilung wurde für die Nacht-
stunden bis an die äußerste Landspitze von Rum Kale vorgezogen, um
die feindlichen Landplätze bei Sedd ul Bahr mit Feuerwellen zu besegen.
Auch die anderen, auf dem asiatischen Ufer stehenden Batterien, denen
mittlerweile die erste Munition aus Deutschland zugegangen war, er-
hielten den Befehl, nicht an Munition zu sparen. Mit ihrer vorzüglichen
Brisanzwirkung fügte diese deutsche Munition dem Gegner nach seinen
eigenen Angaben noch schwere Verluste zu.

In den ersten Januartagen begab sich General v. V i m a n persönlich nach Kum Kale, um sich auf dieser vortrefflichen Beobachtungsstelle selbst über die Lage beim Feinde zu unterrichten. Aber das, worauf es ankam, sichere Anhaltspunkte über einen bevorstehenden Abzug der Engländer zu gewinnen, ließ sich nicht feststellen. Für den 7. Januar ordnete der Oberbefehlshaber einen Teilangriff gegen den äußersten rechten feindlichen Flügel an, um durch diese gewaltsame Erkundung festzustellen, ob die vordersten Linien vom Gegner noch stark besetzt wären. Nach einem zweistündigen Trommelfeuer — dem ersten, das die 5. Armee sich leisten konnte —, das dem Feinde einen Vorgeschmack gab von dem, was ihm bei noch längerem Verweilen bevorstand, brach der Infanterieangriff los, blieb aber sehr bald im starken englischen Feuer liegen. Der Zweck jedoch war erreicht, nämlich die Feststellung, daß der Feind anscheinend noch ungeschwächt an der Südspitze stand.

Der 8. Januar verging in verhältnismäßiger Ruhe. Die Beobachtung der Artillerie vom Eltschi Tepe und von der asiatischen Seite aus ergab nichts Außergewöhnliches. Die Abendmeldungen aus der Front hatten den gewohnten Inhalt. Man hörte rückwärts bei den Stäben den normalen Gefechtslärm und seine allmähliche Abnahme, je weiter die Nacht vorschritt. Gegen Mitternacht schloß, wie gewöhnlich, das Feuer auf beiden Seiten ganz ein. Ein scharfer Südwind erhob sich, ein Verbündeter der Türken, da er an den nach Süden offenen Landespätzen den Verkehr erschwerte. Stundenlange Ruhe und Stille. Aus dem so schmalen Vorfeld lief von den dort befindlichen Patrouillen keine Meldung ein. Der Nachtdienst am Telephon hatte nichts zu tun.

Gegen 4^o morg. werden mehrere Explosionen aus weiter Ferne vernehmbar. Wieder rötet sich der dunkle Himmel vom Widerschein großer Feuer am Ufer. Sofort kommt Leben in die türkische Grabenbesatzung, rote Leuchtkugeln steigen auf, unmittelbar darauf setzt starkes Artilleriefeuer auf die Landestellen ein. Das Vorgehen der Infanterie wird auch hier behindert durch die vielen, tief ausgebauten Gräben, zwischen denen alle Lücken durch spanische Reiter geschlossen sind, und durch Minen und Selbst-

günder. Trotz allen Treibens und Haftens erreicht die Infanterie die Landestelle erst, als die letzten Transporte der Engländer schon längst in Sicherheit sind. Das noch in der Dunkelheit anhebende Feuer der feindlichen Schiffsartillerie war nur von kurzer Dauer; die Anwesenheit deutscher U-Boote — ein U-Boot hatte sogar das Schlachtschiff „Prinz George“, das 2000 Mann abtransportierte, getroffen, aber der Torpedo war nicht explodiert — bestimmte den englischen Admiral, das Bombardement abzubreaken und die Schiffe in die gesicherte Bucht von Mudros zurückzuziehen.

Die Beute von Sedd ul Bahr war fast noch größer als die bei Arburnum und an der Suva-Bucht vorgefundene und umfaßte alle Gattungen von Kriegsgerät. Ein Teil davon ging nach Konstantinopel und von dort an andere Fronten. Was an Bekleidung eingebracht wurde, nahm die 5. Armee allein für sich in Anspruch, da sie diese nur zu nötig selbst gebrauchte. An Geschützen hatte der Feind 21 gesprengte Rohre zurückgelassen.

Mit der Räumung von Sedd ul Bahr in der Nacht vom 8./9. Januar schloß der letzte Akt des Dramas. Der Feldzug von Gallipoli war zu Ende. Die Darstellung würde aber unvollständig sein, wenn sie nicht kurz auf die Ursachen eingehen würde, die zu diesem erstaunlichen Ergebnis, einer Räumung ohne Verluste, geführt haben.

Die Schwierigkeiten einer derartigen Operation waren ganz ungeheuer. Sie leuchten ohne weiteres ein, wenn man sich vergegenwärtigt, daß vor der ganzen Front des Engländers ein Gegner Wache hielt, der an einzelnen Stellen in Sprechweite*), höchstens aber in nur 300 m Entfernung gegenüber lag. Die ganzen Okkupationsräume, insbesondere die Landplätze, waren von den überhöhenden türkischen Stellungen einzusehen und lagen ausnahmslos im Feuerbereich der türkischen Artillerie. Angesichts dieser Wacht waren Zehntausende von Menschen und die Unmenge von Material abzutransportieren, eine Aufgabe, die bei dem zur Verfügung stehenden Schiffs-laderaum nur in Staffeln möglich war. Hinzu kam als unbestimmbarer und daher schwie-

*) Bei der Nordgruppe war die Entfernung der beiderseitigen Gräben im Abschnitt der 16. Division am Bombenweg nur 3 Meter!

rigster Faktor die Abhängigkeit von Wetter, Wind und Meer. Bei Süd- und Südweststurm, der gerade um die Jahreswende dort häufig ist, war ein Landeverkehr an der Südspitze unmöglich. Die Brandung stand dann gerade auf die Küsten zu. Gleiche Verhältnisse lagen bei starkem Nord- und Nordwestwind bei Ariburnu und südlich der Suva-Bucht vor. Man mußte also damit rechnen, daß nach Beginn der Räumung vielleicht, nachdem ein großer Teil der Truppe schon eingeschifft war, der Sturm tagelang die Fortsetzung des Abtransportes unterbrach. Wenn der Türke in dieser Lage angriff, konnte ein großer Verlust an Menschen und Material nicht ausbleiben.

Wenn die Räumung also in einer Weise glatt und verlustlos sich abwickelte, wie es der Engländer selbst nicht erwartet hatte, so lag das zunächst einmal an einer Reihe glücklicher Umstände. Zufall und Glück, die im Kriege eine so große Rolle spielen, sind aber nirgends mehr vonnöten, als bei der so schwierigen Operation eines Abzugs aus taktisch ungünstigen Stellungen angesichts eines auf nächsten Entfernungen gegenüberliegenden Gegners. In der That waren die Engländer, wie sie es selbst offen zugeben, vom Glücke in geradezu überraschender Weise begünstigt. Während der zehn Tage beanspruchenden Räumung von Ariburnu und der Suva-Bucht wehte ein schwacher Wind vom Lande her, so daß das Meer glatt wie ein Spiegel war. Auch das Einbooten bei Sedd ul Bahr vollzog sich reibungslos. Nur in der letzten und entscheidenden Räumungsnacht vom 8. zum 9. Januar nahm der Südwind an Stärke zu. Aber erst dann donnerte eine Brandung, die eine Übernahme vom Lande unmöglich gemacht hätte, gegen das Ufer, als dieses schon verlassen war. Wenige Stunden früher — und die Engländer wären nicht so glatt davongekommen! Einen anderen glücklichen Begleitumstand bildeten die langen, teilweise mond hellen Nächte, die abgesehen von gelegentlichen Feuerüberfällen, die über die Landeplätze fegten, ein langes unbeobachtetes Arbeiten an der Küste und Bewegungen im rückwärtigen Gelände erleichterten. Das meerbeherrschende Albion war aber auch in der glücklichen Lage, soviel Schiffe zur Verfügung zu stellen, daß die Räumung sich in wenigen Stappen vollziehen, also auf einen verhältnismäßig kurzen Zeitraum zusammen-

gedrängt werden konnte. Unter diesem Gesichtspunkte war es auch klug gehandelt, die Räumungen der nördlichen Küstenstreifen und bei Sedd ul Bahr zeitlich nicht zusammenzulegen. Das, was so ungünstig für den ganzen taktischen Verlauf des Feldzuges gewesen war, die geringe Tiefe der besetzten Zone, kam schließlich den Engländern beim Abzuge zugute. Die Truppe konnte, besonders in der letzten Nacht, schnell und reibungslos an den Einschiffungsstellen eintreffen.

Aber alle diese Umstände waren gewissermaßen passiver Art. Sie waren wertlos, wenn man von ihnen nicht den richtigen Gebrauch zu machen wußte. Man muß der englischen Führung zugestehen, daß sie in geradezu mustergültiger Weise die Lage erkannt und gemeistert hat. In vollkommenem Maße gelang ihr die Täuschung und Überraschung der Türken. Der äußerst geschickte, bis ins einzelne durchdachte Räumungsplan machte der englischen Generalstabschulung volle Ehre. Man hatte es verstanden, bis zum letzten Augenblick in dem üblichen Bilde des Stellungenlebens keine auffällige Veränderung eintreten zu lassen. Lichterscheinungen in den Gräben, Biwakfeuer, Hin- und Herbewegen kleiner Kolonnen, Befesthalten aller Batteriestellungen, wenn auch nur mit einem Geschütz, Auftreten von Flugzeugen, vorgetäuschte Ausladungen — und was sonst mehr für kleine und kleinste Mittel angewandt wurden —, alles hat dazu beigetragen, den Türken geschickt zu täuschen. Als besonders gelungener Schachzug hat sich bewährt, daß die Engländer schon von Anfang Dezember an die Feuertätigkeit gegen Mitternacht allmählich einzustellen pflegten. Die Ruhe in den frühen Morgenstunden hatte daher nichts Ungewöhnliches und Verdächtiges mehr, weil die türkischen Patrouillen, zuerst dadurch stutzig gemacht, beim Vorfühlen immer wieder die volle Grabenstärke feststellten. Auch der schwierigste Moment der ganzen Operation, das letzte Verlassen der vorderen Stellungen, glückte dem Engländer mustergültig. Die Reihenfolge der Einladungen war so geregelt, daß am letzten Tage sich nur noch die volle Besatzung der vorderen Linie und etwas Artillerie am Lande befand, aber doch genügend Kräfte, um einen nicht zu starken Infanterieangriff abweisen zu können. Am 19. Dezember abends waren bei Ariburnu noch 11 000, gegenüber Anaforta noch 8 000 Mann an

Land, bei Sedd ul Bahr am Abend des 8. Januar noch 17 000. Dies Verfahren hat sich, wie wir gesehen haben, am 7. nachmittags bezahlt gemacht. Die türkische Südgruppe hatte durch ihren Angriff die Besetzung der vordersten englischen Feuerlinie festgestellt; daß dahinter nichts mehr war, blieb den Türken unbekannt. Diese starke Grabenbesetzung schließlich unbemerkt vom Feinde zu lösen, war natürlich eine besonders schwere Aufgabe. Man ließ sie von Einbruch der Dunkelheit an in mehreren Wellen zurückgehen. Um jedes Geräusch zu vermeiden, waren auf steinigem Boden Sandsäcke ausgelegt oder die Schuhe mit Stoff umwickelt worden. Die noch in Stellung bleibenden Leute hatten ihre Anwesenheit in der sonst üblichen Weise bemerkbar zu machen. Als dann um Mitternacht der Grabenlärm verstummte, erregte dies bei den Türken keinen Verdacht. Während sie den Gegner noch in seinen Gräben wähten, war dieser mit den letzten Abteilungen auf ihm genau bekannten und in der Dunkelheit kenntlich gemachten Wegen eiligst zurückgegangen, dabei die Minenfelder hinter sich scharf machend und die Lücken zwischen den Gräben durch vorbereitete Drahthindernisse sperrend. Am Ufer angekommen, wurden die letzten Abteilungen von den schon wartenden Booten aufgenommen. Noch ein Inbrandsetzen der am Ufer stehenden Vorräte und Materialstapel, Zündung der Minen — und beim Bemerkbarwerden des Feuers und der Explosionen schwammen die letzten Boote schon auf dem Meere.

Ob trotz dieser glänzend vorbereiteten und ebenso glänzend durchgeführten Räumung die Türken nicht wenigstens etwas, besonders das Abziehen der letzten Truppen, hätten gewahr werden müssen, bleibe dahingestellt. Erst durch die gewaltige Minensprengung bei Ariburnu und das Auflodern der Flammen an der Südspitze wurden die Stellungstruppen aufmerksam, also gegen 4^o morg., das heißt zwei bis drei Stunden, nachdem tatsächlich die Räumung der Gräben bereits vollzogen war. *) Ein Versagen der türkischen Gefechtsaufklärung liegt also vor, obwohl oft und eindringlich genug die dauernde Beobachtung des

*) Bei Ariburnu—Anaforta zogen die Engländer zwischen 1 und 2^o morg. die Truppen aus den vorderen Gräben, bei Sedd ul Bahr bereits gegen Mitternacht.

Feindes gerade während der Dunkelheit zur Pflicht gemacht worden war. Aber auch das ist menschlich erklärlich. Gern und willig hatte der Türke sein Leben eingesetzt, solange er den Kalifen und die Heimat in Gefahr wußte. Der Wunsch, diese höchsten Güter zu schützen, hatte ihn Kampf, Entbehrungen und Krankheit ertragen lassen. Nachdem die Gefahr von der Heimat abgewendet war, des Feindes Abzug für heute oder morgen feststand, da ging der Kampf nicht mehr um ideale Güter, sondern um einen militärischen Erfolg. Dem aber stand der Anatolier mit seinem einfachen Begriffsvermögen kühl, vielleicht gar verständnislos gegenüber. Jedenfalls dachte er nicht daran, dafür sein Leben aufs Spiel zu setzen. So kam es, daß die persönliche Hingabe abnahm, der Selbsterhaltungstrieb sich wieder meldete und den Mann, vielleicht im Unterbewußtsein, das Gefühl leitete, sich nun zuguterleht nicht noch der Gefahr auszusetzen, der er glücklich acht Monate lang entgangen war. Im übrigen wird damit eine Erscheinung gestreift, die in ähnlicher Lage bei allen Völkern auf allen Kriegsschauplätzen zu beobachten gewesen ist.

Rückblick und Ausklang.

Sallipoli frei! Die Nachricht davon durcheilte alle Welt. Selbst in den Städten Persiens, in dem afghanischen Hochgebirge und in den sonnendurchglühten Wüsten Afrikas verbreitete sich die Kunde davon in unglaublich kurzer Zeit und erregte überall da, wo Anhänger des Propheten zusammenkamen, größten Jubel. In Konstantinopel gingen die Wogen der Begeisterung hoch. Lärmende Straßenaufzüge bewegten sich unter einem Meer von Fahnen, eingehüllt in einer glänzenden Illumination. Und in den Moscheen kniete eine dichtgedrängte, andächtige Menge, betete für den Sultan Mehmed Reschad, der an diesem Tage den Beinamen „Gasi“, d. h. der Siegreiche, erhielt. Aber auch in den Hauptstädten der Verbündeten war die Freude groß. Erleichtert von einer großen Sorge atmete man auf, während in Paris, London und Petersburg in demselben Maße gedrückte Stimmung um sich griff.

Augenblicklich wirkte am tiefsten der Schlag in England, dem Lande, von dem das ganze Unternehmen ausgegangen war, und das die überwiegende Hauptlast des Kampfes getragen hatte. Es bleibt ein Rätsel, warum Rußland, das allerdings in diesen Tagen stark an seiner deutsch-österreichischen Front gefesselt war, von Anfang an ein völlig stiller Zuschauer des gigantischen Ringens an den Dardanellen blieb, obwohl doch dessen schließliche Auswirkung für die Gestaltung des Schicksales des Zarenreiches von größter Bedeutung werden mußte. Eine in London zu-

sammengetretene Kommission suchte in peinlichen Verhandlungen die Ursachen des Mißerfolges klar zu legen. In einem stattlichen Bande hat sie das Ergebnis ihrer Untersuchung zusammengestellt und mit vielem Scharfsinn manchen Fehler aufgedeckt. Mag sein, daß hier und dort ein Verschulden oder eine Unterlassung vorlag. Aber auch auf türkischer Seite wäre manche Maßnahme zu nennen, die der forschenden Kritik Angriffspunkte bietet. Fehler sind, besonders bei derartig schwierigen Operationen, niemals zu vermeiden. Es kommt eben, wie Napoleon einmal gesagt hat, nur darauf an, weniger Fehler zu machen als die Gegenseite!

Die in dem Dardanellen-Feldzug gestellten Anforderungen waren für Angreifer und Verteidiger gleichmäßig schwierig zu lösen. Die Aufgabe, in einem unbekannten Gelände angesichts eines starken Gegners zu landen und die entscheidenden taktischen Punkte schnell in Besitz zu nehmen, war für die Engländer eben so schwer, wie es für die Türken nicht leicht war, die feindlichen Operationen — man möchte sagen — schon im Wasser zum Scheitern zu bringen.

So ergaben sich für die Truppe und für die Führung auf beiden Seiten außergewöhnlich schwere Aufgaben. Hinsichtlich der zu ihrer Durchführung verfügbaren Kampfmittel bestand aber zwischen den beiden Parteien ein großer Unterschied. Gewiß haben auch die Engländer nie über die Kräfte verfügt, die ihr eigenes Armeeoberkommando für nötig hielt und auch angefordert hat; so mögen deren Klagen über Mangel an Munition sowie mittlerer und schwerer Landartillerie berechtigt gewesen sein. Aber diese Mängel verblissen doch gegenüber den Schwierigkeiten, mit denen auf türkischer Seite zu kämpfen war. Hier mußte man in den ersten Wochen des Feldzuges auf schwere Artillerie und genügende Munition in einer Weise verzichten, daß eine auch nur annähernd aussichtsreiche Gegenwehr unmöglich war. Man muß sich auch die Schwierigkeiten vergegenwärtigen, die auf allen anderen Gebieten für die Türkei vorlagen, und die in den ersten Kapiteln dieses Buches eingehend dargelegt worden sind. Gewiß hatte der Engländer keine feste Operationsbasis, und die schmale Operationszone bot ihm nichts, nicht einmal genügend Wasser, so daß sogar dieses in Taudampfern aus

Ägypten herbeigeht werden mußte. Aber hinter der Landungsarmee stand das englische Weltreich mit seinen unerschöpflichen Kraftquellen. Was zur Erhaltung der Kampfkraft des einzelnen Mannes, ja sogar zu dessen persönlicher Bequemlichkeit beitrug, konnte herangeschafft werden und ist auch herangeschafft worden. Auf diese Weise konnte ein Ausmaß an Verpflegung, Bekleidung und Ausrüstung erreicht werden, das den höchstgespanntesten Anforderungen gerecht wurde. Hinter der türkischen Armee lag dagegen ein verarmtes, entvölkertes, von seinen Verbündeten wie vom Weltverkehr nahezu abgeschlossenes Land mit unentwickelter Industrie und noch unentwickelterem Verkehrsnetz. Was in Konstantinopel hergestellt und abgegeben werden konnte — an und für sich schon unzureichend — fiel häufig im Marmarameer auf der Lauer liegenden feindlichen U-Booten zum Opfer. Es fehlten dem Türken aber nicht nur die Mittel, er entbehrte auf fast allen Gebieten jede Organisation der Fürsorge, die den kämpfenden Soldaten gesund, leistungsfähig und guter Dinge erhält. Unterernährt, vom Ungeziefer geplagt, ungeschützt gegen Sonnenbrand, Sandsturm, Regen und Kälte stand der Türke Tag und Nacht, nur selten aus der vordersten Linie abgelöst, im Schützengraben — und doch tat er seine Pflicht, ohne zu klagen und ohne zu murren. Jeder, der mit den Türken in dieser schweren Prüfungszeit zusammenwirkte, hat vor diesem stillen Heldentum die uneingeschränkte Achtung und Bewunderung empfunden, die ganz besonders dem braven Anatolier auch seine Feinde nicht verlagten. Es offenbarte sich hier ein Grad von Anspruchslosigkeit, von Hingabe an eine religiöse Idee, die von anderen Kulturvölkern zwar beobachtet, aber in ihren innersten Regungen nicht begriffen werden können, und denen man Gleiches vielleicht bei keiner anderen Nation im ähnlichen Ausmaße an die Seite zu stellen vermag. Jedenfalls schöpfte der Türke aus diesen Eigenschaften die Kraft, die Überlegenheit des Engländer an Material zu ertragen, freilich ohne sie dadurch auch nur teilweise ausgleichen zu können.

Auch im Zeitalter der Technik und der Materialschlacht verbleibt der sittlich und geistig starken Führung der entscheidende Einfluß. Die gewaltigste Materialüberlegenheit kommt nicht zur vollen Auswirkung, wenn nicht verstanden wird, von ihr den richtigen und rücksichtslosen

Gebrauch zu machen. In dieser Frage gibt es in der Kriegskunst keinen Wechsel. Wie in den Tagen des Altertums entscheidet auch heute über Sieg und Niederlage die Führung, die es versteht, sich die Materie dienstbar zu machen. Eine noch so geniale Auffassung der Lage nützt letzten Endes nichts, wenn sich nicht mit ihr ein eherner Entschluß verbindet, oder wenn in kritischen Momenten die Kampfkraft zerbricht, die Nerven nachgeben.

Unter diesem Gesichtspunkte muß noch ein Wort über die beiderseitige Führung gesagt werden. Es ist von englischer Seite später selbst zugestanden worden, daß ihre Führung des Dardanellen-Unternehmens nicht immer auf voller Höhe stand. Nach dem Mißerfolg des 18. März fehlte es sowohl in London wie im Flottenkommando vor den Dardanellen an der Entschlußkraft, die Verantwortung für die unmittelbare Fortsetzung des Seeangriffs zu tragen. Churchill, der damalige erste Lord der Admiralität, stand mit seiner Auffassung, den Angriff weiterzuführen, allein. Und ebenso war die Lage Ende August. Nach dem Scheitern der großen neuen Offensive bei Anaforta hätte sich das englische Kabinett entweder für Fortsetzung des Angriffs mit neuen Kräften oder für eine Räumung entscheiden müssen; statt dessen ein peinvolles Hin- und Herschwanken während voller drei Monate, endlose Debatten und Kriegsräte, in denen über Fortsetzung und Liquidierung des Unternehmens gesprochen wurde mit dem Ergebnis, daß nichts geschah und die Entscheidung immer wieder hinausgezogen wurde.

Solche Unentschlossenheit bestand auf türkischer Seite nicht. In großzügiger Weise hat die türkische Heeresleitung die gesamten militärischen Machtmittel des Reiches in den Dienst der Dardanellenverteidigung gestellt und alle anderen Unternehmungen zurückgesetzt. Von wenigen, vielleicht auch auf Mißverständnissen beruhenden Fällen abgesehen, hat Enver, soweit er es vermochte, allen Anforderungen der 5. Armee entsprochen und sein möglichstes getan, dem Verteidiger der Dardanellen seine schwere Aufgabe zu erleichtern. Die gleiche Zielsicherheit finden wir bei dem Armeeführer. Auch in den kritischsten Tagen, in denen alles verloren scheint, und unter den entnervenden Eindrücken der oft vor seinen Augen sich abspielenden Kämpfe, bewahrt er Ruhe und Haltung.

Selbst die erschreckende Höhe der Verluste und die ihm bei verschiedenen Gelegenheiten von mehreren Seiten gemachten Vorstellungen, die schwer leidende Truppe etwas zurückzuziehen, lassen ihn nicht irrewerden; unbeugsam hält er an dem Grundgedanken fest, keinen Fuß Boden freiwillig aufzugeben. Diese stahlharte Energie war es, die in erster Linie die Dardanellen und Konstantinopel gerettet hat. Es war nicht, wie Churchill, der heutige Schatzkanzler Englands, sich in seinem Buche „The World Crisis“*) ausdrückt, die Überlegenheit an Material, sondern der stärkere Wille („willpower“), der den Ausgang des Dardanellenfeldzuges zugunsten der Türken entschied.

Noch einige Worte über die Folgen der Räumung Gallipolis durch die Engländer. Ein entscheidender taktischer Erfolg war den Türken versagt geblieben, die Hoffnung, die abziehende Armee zu vernichten oder ihr wenigstens starke Verluste zufügen zu können, hatte sich nicht erfüllt. Die von den Dardanellen zurückgezogene englische Armee war voll kampfbereit und stand nun für andere Unternehmungen zur Verfügung. Aber der strategische und moralische Erfolg war für die Türkei wie für deren Verbündete ein großer. Für Konstantinopel war nichts mehr zu fürchten, auch nicht vom Schwarzen Meer her; denn wenn die Operationen auf Gallipoli die Russen nicht auf den Plan gerufen hatten, so war nun, nach dem Abzug der Engländer von den Dardanellen, eine russische Sonderaktion gegen den Bosphorus so gut wie aussichtslos und deshalb äußerst unwahrscheinlich. Abgesehen von dem Küstenschutz, der bei den Dardanellen stehen bleiben mußte, war die türkische Armee für andere Zwecke frei geworden. Im Kaukasus, in Mesopotamien, in Ägypten, ja selbst im außertürkischen Balkan und in Galizien traten Anforderungen an die Türkei heran, die sie ohne diese nun freigewordenen Truppen niemals hätte übernehmen können.

Das Entscheidendste war und blieb aber die nunmehr endgültig besiegelte Isolierung Rußlands mit ihren vernichtenden Folgen. Nicht zu unterschätzen war aber damals auch die für England heraufziehende Gefahr, die aus den mächtigen Eindrücken erwuchs, die das Geschehene in

*) W. S. Churchill „The World Crisis“, London 1923, Seite 487.

der ganzen mohammedanischen Welt hervorrief. Sah sich doch England gezwungen, nunmehr für die in Syrien wie am Irak begonnenen Operationen immer stärkere Kräfte einzusetzen, um sein schwer erschüttertes Ansehen im Orient wieder zu festigen. Nach dem offenen Eingeständnis unserer ehemaligen Feinde fesselte der Türke damals Hunderttausende erstklassiger Ententetruppen, deren Erscheinen an den Fronten in Frankreich und Rußland den hart genug ringenden Deutschen und Österreichern bedenklich ihre Kampfführung erschwert haben würde. So reichte der siegreiche Abschluß des Ringens um die Dardanellen in seiner Auswirkung weit hinein in das entscheidende Ringen an der West- und Ostfront.

Als der erste Balkanzug im Januar 1916 durch die fahnen- geschmückten Städte und Bahnhöfe Mitteleuropas nach der Türkei lief und, von einer siegesfrohen Menge umjubelt, Konstantinopel erreichte, da lag der Schauplatz des hier geschilderten Ringens bereits wieder abseits allen Kriegstobens in der stillen Ruhe seiner naturgegebenen Schönheit. —

Strahlend und stolz heben sich die nun schneegekrönten Felsenberge von Imbros und Samotraki aus dem tiefblauen Meer. Fast feierlich mutet die über dem unvergleichlichen Landschaftsbilde lagernde Ruhe an, nachdem Monate hindurch das Versten der schweren Schiffsgranaten und das Peitschen der Gewehrgeschosse Tag und Nacht nicht verhallen wollte. Es scheint, als ob die Natur über die Gräber der Zehntausende gefallener Türken und Engländer in Andacht versunken, als ob der von Blut übersättigte, von Eisen zerrissene Boden in lang entbehrten Schlaf gefallen ist.*)

*) Die offiziellen Verlustzahlen für den Dardanellenfeldzug sind

auf türkischer Seite: Tote	55 000	Mann
Gesamtverlust	166 000	"
auf englischer Seite: Tote	32 000	"
Gesamtverlust	120 000	"
auf französischer Seite: Tote	3 700	"
Gesamtverlust	23 300	"

Von der so heiß umstrittenen Höhe von Hissarlik dehnt sich das Labyrinth der türkischen Stellungen bis zu den Hängen des Eltschi Tepe hinauf. Drüben zum Meere hin spinnt sich das englische Grabennetz. Überall bergen aufgeworfene Bodenmassen weit in das Land hinein Batteriestellungen, Depots und Unterstände, die der Stellungskampf anscheinend bunt und planlos in unendlicher Fülle mit zauberhafter Schnelligkeit anzuhäufen pflegt. Wohin das Auge blickt, zerbrochene Fahrzeuge, zerschossene Geschütze, Waffen und Ausrüstungsstücke aller Art. Und zwischendurch zieht sich das unendliche Drahtgewirr, in der Sonne jetzt glitzernd und spiegelnd als wenn Zehntausende von Sternchen an ebenso viele Helden gemahnen wollten, die unter ihnen die Erde nun birgt. —

Leise schlagen die Wellen an den Strand. Fern auf dem Meere künden einige Mastspitzen die Anwesenheit der englischen Kriegsschiffe, die nun wieder sich auf eine Beobachtung der umstrittenen Meerenge beschränken müssen.

Drüben grüßen die Höhen Asiens. Noch ist Winter. Und doch geht schon wieder durch dieses Sonnenland ein Ahnen kommenden Lebens. Im zeitlosen Wechselgang zwischen Werden und Vergehen regen sich bereits die Kräfte, die die Wunden dieser jetzt wüst und verödet daliegenden Stätte wieder zudecken und ihr ihre frühere Fruchtbarkeit und ihr freundliches Aussehen zurückgeben werden. —

In unendlicher Farbenpracht legt sich die Traumstimmung eines orientalischen Abends über Land und Meer. Der Kampf um die Dardanellen ist aus — war es der letzte Kampf um diese, die Völker zweier Erdteile verbindende und trennende Straße?

Bilderverzeichnis.

- Tafel 1. General Liman v. Sanders.
- Tafel 2. Vorderseite: a) Türkische Feldartillerie im Feuer.
 b) Türkisches Maschinengewehr in Stellung.
 Rückseite: a) Deutscher Sanitätsstrupp auf dem türkischen Kriegsschauplatz.
 b) Deutsche Sanitätsmannschaften auf dem türkischen Kriegsschauplatz.
- Tafel 3. Vorderseite: a) Fort Rilid Bahr.
 b) Fort Sedd ul Bahr.
 Rückseite: a) Fort Hamidié (Seeseite).
 b) Fort Hamidié (Landseite).
- Tafel 4. Vorderseite: a) Büffelkolonne.
 b) Kamelkolonne.
 Rückseite: a) Tragetierkolonne.
 b) Ochsenkarren.
- Tafel 5. Vorderseite: a) S. M. S. „Goeben“ (später „Sultan Selim Iavus“).
 b) „Sultan Selim Iavus“ (S. M. S. „Goeben“).
 Rückseite: a) S. M. S. „Breslau“ (später „Midilli“).
 b) „Midilli“ (S. M. S. „Breslau“).
- Tafel 6. Vorderseite: a) Admiral v. Usedom, Admiral Merten, General Djeval Pascha.
 b) Hauptmann Lehmann, Führer einer türkischen Feldartillerie-Abteilung, mit seinem Stabe.
 Rückseite: a) General v. Liman in einem Dardanellenfort.
 b) Deutsche Marinemannschaften bei den Dardanellenkämpfen.
- Tafel 7. Vorderseite: a) Gesamtbild der Meerenge (von Nagara aus).
 b) Dardanellen (Blick vom asiatischen Ufer auf die Südspitze der Halbinsel Gallipoli).
 Rückseite: a) Fort Rumeli Hisar am Bosphorus.
 b) Sedd ul Bahr nach der Beschießung von See aus.
- Tafel 8. Vorderseite: a) Untergang der „Majestic“ (englische Fliegeraufnahme).
 b) Türkische Scheinbatterie an den Dardanellen.
 Rückseite: a) Türkische 15 cm-Batterie.
 b) Türkische 24 cm-Batterie.

- Tafel 9. Vorderseite: a) Landung (nach einer englischen Zeichnung).
 b) Ausbooten englischer Truppen bei der Halbinsel Gallipoli.
 Rückseite: a) Ausschiffung französischer Matrosen.
 b) Landung eines englischen Geschüßes.
- Tafel 10. Vorderseite: a) Englisch-französischer Landungsplatz bei Sedd ul Bahr. Als Wellenbrecher ein Dampfer und das alte französische Schlachtschiff „Massena“ versenkt.
 b) Abwehr eines Landungsversuchs.
 Rückseite: a) Gestrandeter türkischer Transportdampfer.
 b) Versenkter türkischer Transportdampfer.
- Tafel 11. Vorderseite: a) Alte Munition im Fort Eschimenlit bei Eschanaf.
 b) Alte türkische Geschütze mit Munition.
 Rückseite: a) Durch Volltreffer zerstörtes 28 cm-Geschütz im Außenfort Dhanie.
 b) Deutsche und türkische Mannschaften am 35,5 cm-Geschütz bei Rumeli Kawat.
- Tafel 12. Vorderseite: a) Türkisches 15 cm-Geschütz bei Anaforta.
 b) Transport der Lafette eines 24 cm-Geschüßes.
 Rückseite: a) 21 cm-Kanone auf Sedd ul Bahr.
 b) Deutsche und türkische Artilleristen.
- Tafel 13. Vorderseite: a) Zeltlager am Fort Hamidié.
 b) Fort Hamidié.
 Rückseite: a) Die Javus-Batterie (auf der asiatischen Seite zwischen Rumkale und Jeni Schehir gelegen).
 b) Lager in Sedd ul Bahr.
- Tafel 14. Vorderseite: a) Kamelkolonne.
 b) Ochsenkolonne.
 Rückseite: a) Auf dem Transportdampfer.
 b) Seetransport.
- Tafel 15. Vorderseite: a) Englische Unterstände in Sedd ul Bahr (nach der Räumung).
 b) Verlassener englischer Graben.
 Rückseite: a) Im zerstörten Sedd ul Bahr.
 b) Ruthe Dorf.
- Tafel 16. Vorderseite: a) Eschimenlit.
 b) Kamele an der Tränke.
 Rückseite: a) 38 cm-Treffer der „Queen Elisabeth“ in Sedd ul Bahr.
 b) Bei Esfi Hissarlit zurückgelassenes französisches 15 cm-Schiffgeschütz (fest eingebaut).

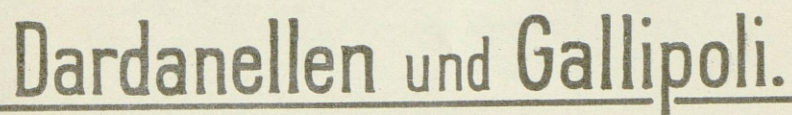
Verzeichniß der Kartenbeilagen.

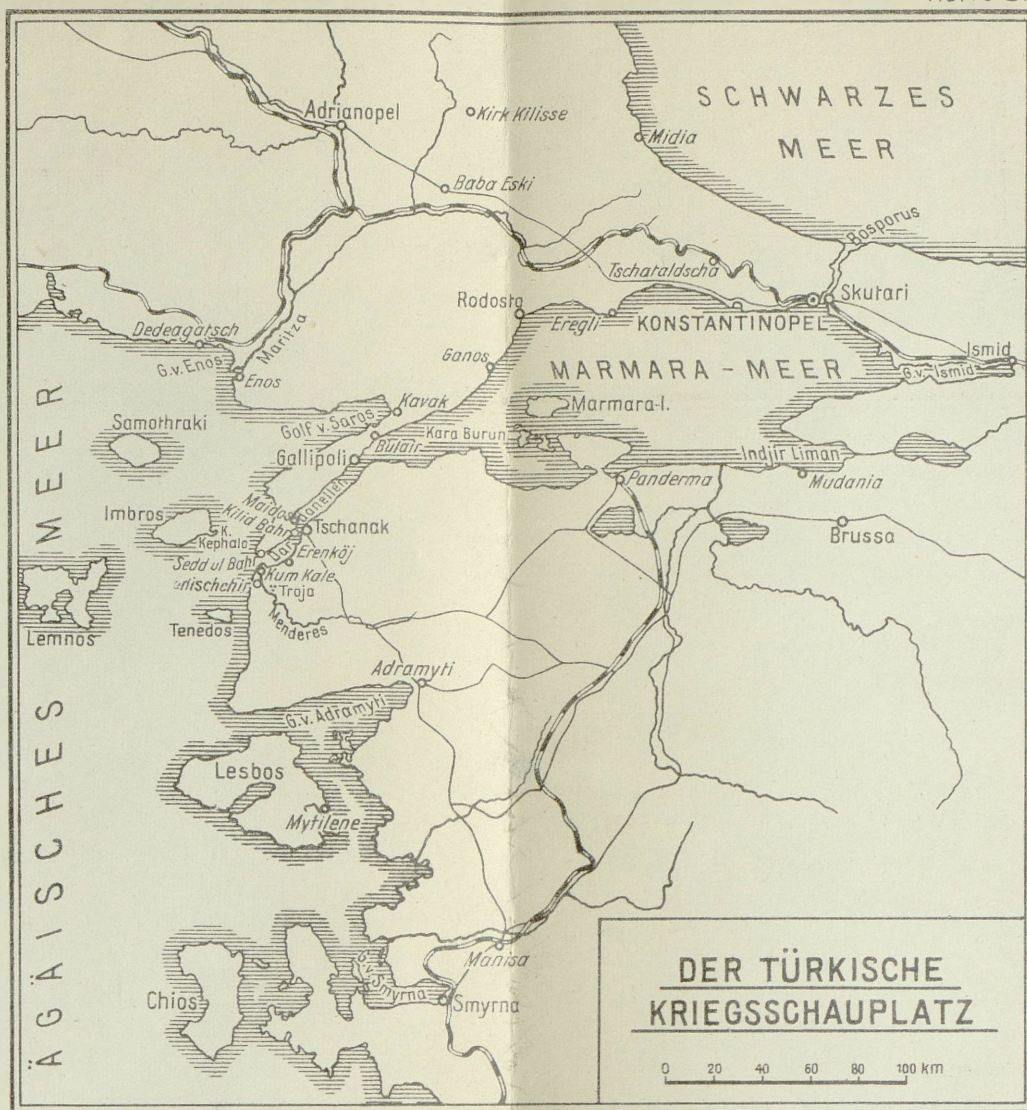
Karte 1: Dardanellen und Gallipoli.

Karte 2: Der türkische Kriegsschauplatz.

Karte 3: Eisenbahnkarte der Türkei Sommer 1914.

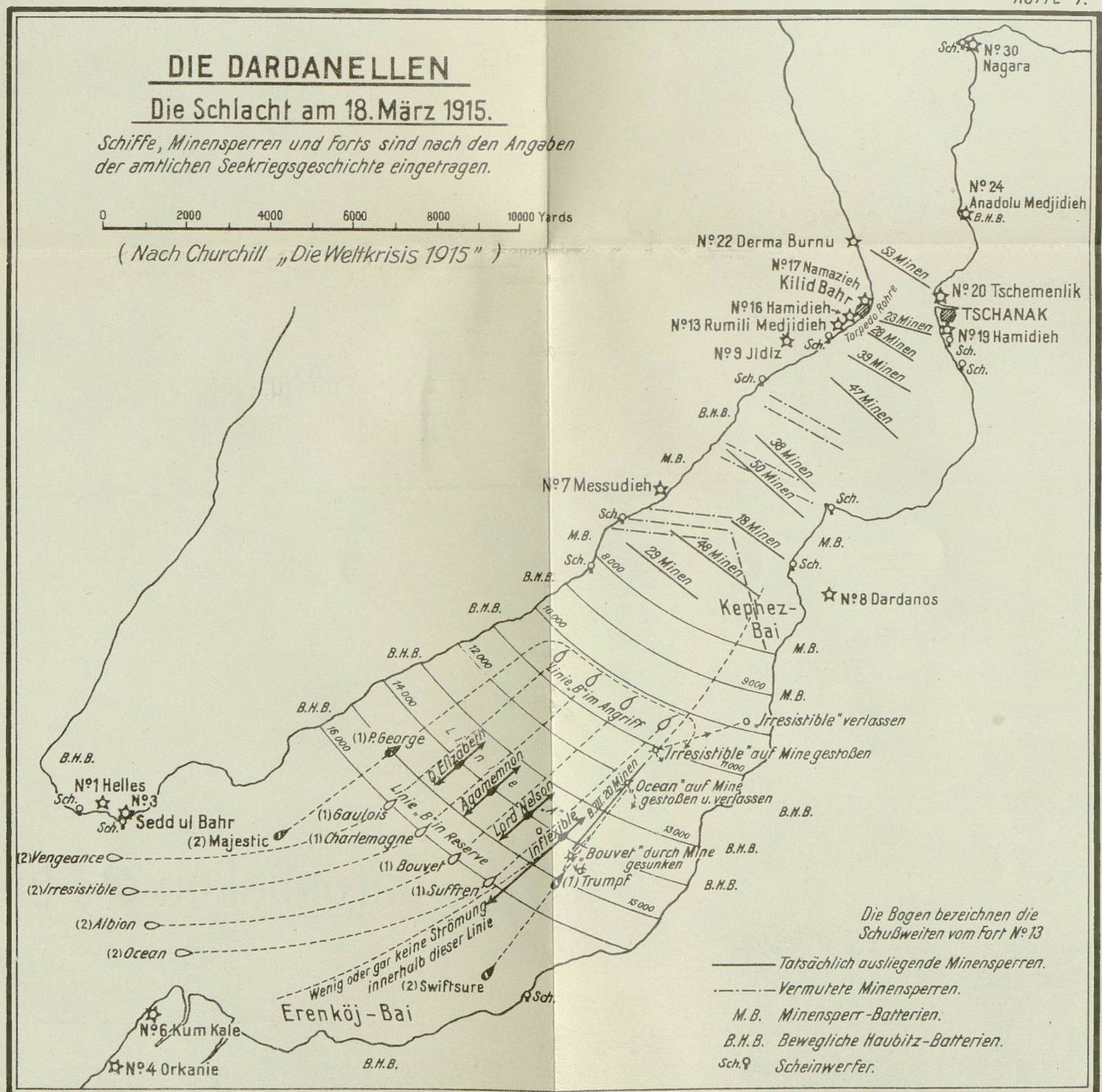
Karte 4: Die Dardanellen. Die Schlacht am 18. März 1915.





„Schlachten des Weltkrieges“ Band 16

Druck u. Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i/o.



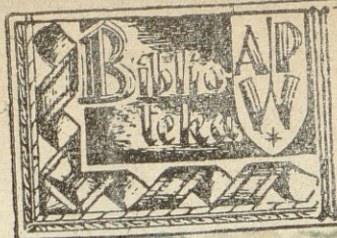
„Schlachten des Weltkrieges“ Band 16

Druck u. Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i/o.

Eisenbahnkarte der Türkei Sommer 1914.

Karte 3.





L. 16

28807/2